

Jakob Vetsch

Kumpanen Christi

und andere Predigten

EDITION OCCIDENTE



Dieses Buch möchte ich meiner lieben Frau
Stana Vetsch-Puschita widmen.

Jakob Vetsch

Geleitwort von Cornelia Vogelsanger	- 5
Predigten	
Wir haben seinen Stern aufgehen sehen	- 7
Engel und wir	- 14
Wunder-voll!	- 21
Von der Freude in Jesus Christus	- 27
»In deine Hand befehle ich meinen Geist«	- 33
Tränen	- 39
Du kannst nicht tiefer fallen als nur in Gottes Hand	- 48
Hoffnung durch die Nähe des Gespräches Unter dem Feigenbaum sah ich dich	- 53
Alles hat seine Zeit	- 60
C'est le ton qui fait la musique	- 67
Große Augenblicke im Menschenleben	- 73
Zum Rosenmonat Juni	- 79
Fremdlinge? – Gäste in Jesus Christus!	- 85
Die Ähnlichkeit der hebräischen Worte Himmel (<i>Schamajim</i>) und Mutterbrüste (<i>Schadajim</i>)	- 90
Der Schatz im Acker	- 96
Für den Menschen geschaffen Ährenrupfen am Sabbat	- 102
Die Arbeiter im Weinberg	- 108
Kumpanen Christi – Vom Abendmahl	- 114
Das Evangelium – Kraft Gottes	- 121
Der siebenarmige Leuchter – Die Menora	- 127
Nachfolge und Lebensgewinn	- 132
Von der Stille der Seele und der Hilfe von Gott	- 137
Zweierlei Fruchtbäume	- 143
Von der Gnade	- 149
Zukünftige Stadt	- 154

Geleitwort von Cornelia Vogelsanger

Über zwei Fähigkeiten verfügen alle Lebewesen: Empfangen und Senden. Auch der Mensch hat diese beiden Gaben mitbekommen, gemeinsam bilden sie die Grundlage seiner Kreativität. Und im Idealfall sind sie im Gleichgewicht.

Nicht zuletzt gilt dies für den Beruf des Pfarrers, den der Autor dieses Bandes ausübt: Jakob Vetsch ist reformierter Pfarrer, und das bedeutet einerseits, er ist Hirt (Pastor), also Heger, Hüter und Begleiter.

Während vieler Jahre war Jakob Vetsch Gemeindepfarrer, seit nunmehr sechs Jahren wirkt er im ökumenischen Seelsorgeteam der Sihlcity-Kirche mitten in einem Einkaufszentrum in Zürich.

Was tut ein Pfarrer im Herzen des Konsums?

Wer besucht ihn da in seiner Kirche?

Die Sihlcity-Kirche ist ein kleiner, stiller Raum. In dieser Kirche wird grundsätzlich nicht gepredigt. Wer hier her findet, kann eine Kerze anzünden und verweilen, solange er oder sie mag. Und wer mehr sucht, findet gleich nebenan eine offene Tür und ein offenes Ohr, wird freundlich empfangen, kann seine Sorgen und Geheimnisse abladen – und weiß: Der Seelsorger wird schweigen über das, was ihm anvertraut wird. So viel zum »Empfangen«.

Jakob Vetsch ist aber auch ein leidenschaftlicher »Sender«. Er teilt sich gerne mit, als Redner, Schreiber (er hat eine Reihe von Büchern veröffentlicht) und als Prediger. Reformierte Pfarrer sind ordiniert als »Diener am Wort Gottes« und Vetsch möchte auf diesen Teil seines Auftrags, auf das Auslegen der Bibel, nicht verzichten. Er hat 25 neue Predigten, die er in verschiedenen Kirchen als Gastpfarrer gehalten hat, in diesem Buch versammelt.

Jakob Vetsch weiß auch, was für den Dienst am Wort Gottes und für jede Predigt gilt: Man kann nur »senden«, was man zuvor »empfangen« hat.

Ich wünsche seinem neuen Buch eine empfängliche Leserschaft.

(Die Ethnologin und Religionswissenschaftlerin Dr. Cornelia Vogelsanger war von 2003-2013 im Vorstand des Reformierten Stadtverbandes Zürich und betreute das Ressort Kultur und Spiritualität.)

Wir haben seinen Stern aufgehen sehen

Wo ist der neugeborene König der Juden? Wir haben seinen Stern aufgehen sehen und sind gekommen, ihm zu huldigen.

Matthäus 2,2

»Woher kommen die Sterne?« fragte der kleine Junge den alten Indianer.

»Der große Gott hat mit einer Nadel Löcher in das Himmelszelt gestochen«, antwortete der alte Mann.

»Warum hat er das getan?« wollte der Junge wissen.

»Damit die Menschen ein wenig vom goldenen Glanz des Himmels sehen können«, sagte der alte Indianer.

»Wie schade, dass der große Gott die Löcher nicht größer gemacht hat!“ bedauerte der Junge.

Dieses Privileg haben wir nun, liebe Brüder und Schwestern, seit der Geburt unseres Herrn Jesus! Da kommt ein ganz großer Stern daher mit dem neugeborenen König der Juden. Und er geht über allen Völkern und Nationen auf.

Sternlichter. Unsere Zeit ist voll von Sternlichtern. Das beginnt mit dem Adventskranz. Er wurde 1838 vom Theologen Johann Hinrich Wichern (1801-1881) im von ihm für Straßenkinder gegründeten »Rauhen Haus« in Hamburg entwickelt. Damals bestand er aus einem Holz-

reif, ähnlich einem Wagenrad ohne Speichen, mit einem Durchmesser von etwa zwei Metern. Er trug vier große weiße Kerzen für jeden Adventssonntag und 19 kleine rote für jeden Werktag bis zum Heiligen Abend. Täglich wurde während einer kurzen Andacht eine neue Kerze angezündet. Dies, so Wichern, »um auf die Ankunft des Herrn« und das nahende Weihnachtsfest hinzuweisen. Besonderes Augenmerk richtete Wichern dabei auch auf das Sinnbild der Kerzen als »Licht in der Finsternis«.

Ausgehend vom Rauhen Haus – die Mitarbeiter trugen diesen Brauch auch in ihre eigenen Häuser und Gemeinden – verbreitete sich die Idee des Adventskranzes zuerst in Norddeutschland, bald auch im Süden Deutschlands und in den Nachbarländern. Mit den Emigranten gelangte dieser Brauch dann schließlich auch in andere Länder.

Erst mehr als zwanzig Jahre nach seiner »Erfindung«, etwa um 1860, wurde der Holzreif dann nicht nur mit Kerzen, sondern zusätzlich mit grünen Tannenzweigen geschmückt. Im Lauf der Zeit wurde aus dem Holzkranz der aus Tannengrün geflochtene Kranz, der nur noch mit vier dicken Kerzen bestückt war, so wie wir ihn heute kennen.

»Dein Wort ist eine Leuchte meinem Fuß und ein Licht auf meinem Pfad.« So lesen wir in Psalm 119, Vers 105. Alle diese Lichter zeugen von jenem Stern, der über

Bethlehem aufgegangen ist. Und »wo ist der neugeborene König der Juden?« – das ist hier die Frage. Um ihn zu sehen, muss man sich offenbar aufmachen, unterwegs sein, raus aus dem Gewohnten. Man muss hingehen, selber schauen – und man wird dann huldigen, lobpreisen und singen. Freude haben, so dass Sternchen-Augen zu sehen sind.

Es ist eine Frage da. So etwas öffnet immer. Von einem Stern, vom Huldigen, vom neugeborenen König ist die Rede. Man macht sich auf den Weg, man ist engagiert, man öffnet sich für Neues. Wo das nicht möglich ist, da ist Leben bedroht. Da wird Zukunft getötet, wie es denn später König Herodes einleitet. Da muss man flüchten, da hat man keinen Platz. Da geht es darum, Macht zu behalten, im Recht zu bleiben, den Besitzstand zu wahren.

Nicht so im Evangelium, das ja Gute Botschaft ist. Enorm, wie Jesus das vor 2000 Jahren praktizierte: Die ›message‹ ist wichtig. Er hat sie voll übergebracht! Da geht es um eine Nachricht. Und es ist eine gute.

Es bietet Probleme, wenn es nur noch ums Recht haben geht. Da ist Leben gefährdet. Das will unser Gott, der Vater unseres Herrn Jesus Christus nicht. Denn im Grunde der Dinge hat recht, wer mehr liebt.

Hinter diese Botschaft möchten wir nicht mehr zurückgehen. Alles andere gibt Streit und Krieg. Es ver-

giftet das Blut. Ja, die Substanzen, die im Gehirn bei Streitereien ausgeschüttet werden, machen das Blut unrein. Unsere Sprache weiß das noch. Sie redet von einem vergifteten Klima. Von Gifteleien auch. »Du Giftspritze.« Das kennen wir.

Nachdem wir den neugeborenen König der Juden im Herrn Jesus Christus gefunden haben, möchten wir noch gerne wissen, wo er *nicht* ist: »Wo ist der neugeborene König der Juden nicht?« Die Antwort ist aufgrund unseres Matthäus-Bibelwortes ganz einfach: Er ist dort nicht, wo sein Stern nicht aufgegangen ist und wo wir nicht hingehen müssen um ihm zu huldigen. Er ist dort nicht, wo Rechthaberei, Intoleranz und Machtgelüste regieren. Er ist dort nicht, wo Herzen zu Steinen geworden sind und einem das Leben sauer gemacht wird. Er ist dort nicht, wo Unerlöstheit herrscht. Wo Menschen Gefangene sind und in Not bleiben. Er ist dort nicht, wo nicht geholfen wird. Wo man sich lustig macht. Wo man Opfer verhöhnt. Wo man verächtlich auf andere Menschen herabschaut. Wo man hochnäsig vorbeigeht oder hochmütig wegschickt. Er ist dort nicht, wo Rassendiskriminierung und Zwietracht herrschen. Er ist dort nicht, wo Gott der Schöpfer, sein Sohn Jesus Christus und der Heilige Geist lächerlich gemacht werden. Er ist dort nicht, wo Ungerechtigkeiten und Schmerzen nicht anerkannt werden. Er ist dort nicht, wo man sich über

andere stellt. Er ist dort nicht, wo man die Gnade nicht sieht und alles für die eigene Leistung hält. – Er ist an ganz vielen Orten der Erde nicht.

Dort ist Kälte. Dort herrscht Not. Dort fehlt Gemeinschaft. »Wo ist der neugeborene König der Juden?« Er ist dort, wo man ihn einlässt. Wo Gemeinschaft herrscht, wo Wärme und Trost sind. Eben: wo sein Stern aufgegangen ist und wir hingehen und huldigen. In unseren Herzen. In unseren Liedern. In unserem Liebesmahl. In unserer Musik, die von Herzen kommt und zu Herzen findet. Manchmal auch in unseren Fehlern und Irrtümern, wenn sie von Herzen kommen. In unseren Schwächen, weil wir es nicht besser wussten oder konnten. – Ja, recht hat wer mehr liebt!

Wir sind beGEISTert! Weil der Heilige Geist uns ergriffen hat. Weil wir Jesus geschaut haben. Weil wir ihn kennen. Und es ist unsere Aufgabe, von diesem aufgegangenen Stern und von Jesus zu berichten. Nicht im Sinne von Rechthaberei. Aber im Sinne von Erfahrungsberichten und Zeugnissen. Was hat Jesus an uns getan? Was tun wir für ihn?

Meine Lieben: Was viele nicht wissen: Mit der Adventszeit hat auch das neue Kirchenjahr begonnen, das nicht mit dem Kalenderjahr identisch ist. Es ist sehr schön, dass wir es mit einer Vorbereitungszeit auf ein Fest beginnen dürfen, auf das Fest der Geburt Jesu, das

Fest der Liebe Gottes zu uns Menschen. Wir Christen feiern es als Fest der Versöhnung Gottes mit uns Menschen, als Fest der Vergebung und des Neuanfanges.

Die Kirchen haben entschieden, das neue Kirchenjahr unter das Zeichen der »Stille« zu setzen. (Nicht unter das Rechthaben). In Stille haben wir einen Raum der Stille, der mitten in der Hektik des Alltagslebens geschätzt wird. Aus der Stille kommt so viel Gutes, weil wir darin zu uns und zu Gott finden können. Dann begegnen wir anderen Menschen gesammelt.

Ob wohl deshalb der chinesische Philosoph Laotse einst sagte: »Stille ist die größte Offenbarung.« – Und der christliche Reformator Martin Luther nachdachte: »Gleich wie die Sonne in einem stillen Wasser gut zu sehen ist und es kräftig erwärmt, kann sie in einem bewegten, rauschenden Wasser nicht deutlich gesehen werden. Darum, willst du erleuchtet werden durch das Evangelium, so gehe hin, wo du stille sein und das Bild tief ins Herz fassen kannst. Da wirst du finden Wunder über Wunder.«

Ja, da finden wir den neugeborenen König der Juden. Und wir gehen hin und huldigen und lobpreisen und singen und drücken unsere Freude aus. Jenseits aller Gedanken. Jenseits aller Logik. Jenseits aller Dogmatik. Jenseits aller Lehre. Jenseits allen Rechthabens. – Ganz

einfach, weil es so recht ist vor Gott – und ein Riesengeschenk, eine Gnade!

Predigt zum 3. Advent, den 13. Dezember 2009, gehalten in der St. Anna-Kapelle Zürich.

Engel und Wir

Und ein Engel des Herrn trat zu ihnen, und der Glanz des Herrn umleuchtete sie, und sie fürchteten sich sehr. Da sagte der Engel zu ihnen: Fürchtet euch nicht! Denn seht, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird.

Lukas 2,9-10

Wir feiern den 4. Advent, das Kerzenlicht auf dem Kranz ist voll, die Zeit der Erwartung erfüllt, und bald erscheinen die vielen Lichter auf dem Weihnachtsbaum, in einer Zeit, in der das äußere Sonnenlicht spärlich ist. Ich denke an den Engel, der den Hirten auf dem freien Feld erschienen ist und sie auf den geborenen Retter aufmerksam gemacht hat. Die Hirten wussten von nichts. Sie fürchteten sich. Sie wurden aufgefordert ihre Angst abzulegen, und sie wurden vorbereitet, dass allem Volk eine große Freude widerfahren wird! Das ist ein vorbereitender Engel, ein verkündigender Engel, ein lobender Engel auch, der bald mit der ganzen himmlischen Heerschar singt: »Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden unter den Menschen seines Wohlgefallens.«

Eigenartig: Während meines Studiums in den 70er Jahren waren die Engel kein Thema. Sie erscheinen nicht im Glaubensbekenntnis. Aber sie sind in der Bibel doch sehr stark vertreten. Der Begriff Engel kommt im Alten

Testament 128 mal vor, im Neuen Testament gar 175 mal. An drei Stellen werden Menschen als Engel bezeichnet (Lukas 7,24 und 9,52; Jakobus 2,25).

Unterschieden wird zwischen den Engeln, die zum Hofstaat des Herrn gehören, ihm zu dienen und ihn zu preisen, und den Engeln, denen der Herr einen bestimmten Auftrag erteilt. In unserem Predigttext wird das sichtbar, indem ein erster Engel den Hirten die Botschaft überbringt und nachher von der ganzen himmlischen Heerschar im Gotteslob unterstützt wird.

Engel waren in den 70er-Jahren kaum ein Thema. Wenn man als Student arglos sagte, man rechne mit der Existenz von Engeln, wurde man fast mitleidig belächelt. Da kommt mir Bileam (4. Mose 22,22ff.) in den Sinn, der einen falschen Weg eingeschlagen hatte und dem sich ein Engel mit gezücktem Schwert in den Weg stellte. Die Eselin hat den Engel vor ihm gesehen, wollte den Weg nicht fortsetzen, und Bileam schlug sie drei Mal, weil er dachte, sie wolle ihn verulken. Der Bote des Herrn stellte sich Bileam als Widersacher in den Weg. Die Eselin musste sich wehren, und da öffnete der Herr dem Bileam die Augen. Er sah den Engel und vernahm von ihm die Worte: »Ich bin als dein Widersacher ausgezogen, denn dein Weg ist verkehrt in meinen Augen.« Und Bileam bekannte: »Ich habe gesündigt, denn ich habe nicht erkannt, dass du mir auf dem Weg entgegengetreten bist.

Wenn dir nun aber die Sache missfällt, will ich umkehren.«

Die Engel, die der Herr schickt, sind ein Segen für uns Menschen. Auch wenn wir sie zuerst nicht sehen. Auch wenn sie unsere Wege stören. Solche Engel helfen uns, umzukehren von unseren falschen Wegen und uns wieder in den Willen Gottes zu stellen. Sie helfen uns, nicht verbissen unterwegs zu sein, sondern nachdem wir das Heil gesehen haben, mit einzustimmen in den Lobpreis Gottes, wie es jene Hirten dann auch getan haben.

Engel, das Wort heißt Bote, sind mittlerweile wieder sehr populär geworden. Wir sehen es an den vielen Büchern zu diesem Thema. Allerorten ist von Engeln die Rede, von Engeln als schöne Gestalten aus einer anderen Welt, von Engeln, die uns schützen und bewahren, von Engeln, die angenehme Musik verbreiten.

Für die Hirten auf dem freien Feld wie schon für Bileam unterwegs mit seiner Eselin wirkte der vom Herrn geschickte Engel aber lebensverändernd. Bileam schlug mit Gott einen anderen Weg ein. Die Hirten machten sich auf, um den neugeborenen Retter zu sehen. Sie kehrten nachher zurück zu ihrer Herde, aber mit einem anderen Herzen: Sie priesen und lobten Gott für alles, was sie gesehen hatten.

In diesen Tagen hat mir jemand nachdenklich gesagt:
»Immer wenn es uns gut geht, meinen wir, Gott sei mit

uns. Er ist uns aber vielleicht auch besonders nahe in schwierigen Zeiten.« Die Hirten fürchteten sich sehr. Bileam reagierte ungehalten und tat seiner treuen Eselin Unrecht. Wir lassen uns nicht gerne stören in unserer Arbeit, wie es die Hirten bei der Nachtwache für ihre Herde nicht sofort begrüßt haben, als der Engel mit Licht kam. Wir lassen uns nicht gerne stören auf unseren Wegen, wenn sich ein Engel mit gezücktem Schwert uns entgegenstellt, wie es bei Bileam der Fall war. »Wäre die Eselin nicht ausgewichen, so hätte ich dich jetzt umgebracht.«

Engel sind nicht einfach schön. Da geht es ums Leben und auch darum, ob wir uns in Frage stellen lassen; ob wir uns zurückrufen lassen in den Willen Gottes hinein, in sein Heil und in seine Gerechtigkeit hinein. Sind wir bereit, unsere Wege zu ändern; sind wir bereit, uns aufzumachen und das Heil zu schauen; sind wir bereit uns in Frage stellen zu lassen?

»Fürchtet euch nicht!« ruft der Engel den Hirten auf dem freien Feld zu. Wer den Ruf des Herrn hört und ihm folgt, hat nichts zu befürchten. Das ist oft sehr schwer. Es fordert Vertrauen in Gott, ins Leben. Es fordert die Gewissheit, dass uns viel Größeres geschenkt wird. Nämlich etwas, das uns nicht mehr genommen werden kann, etwas, das von Gott ist und von seiner Liebe, etwas, das Ewigkeitswert hat.

Engel, die vom Herrn geschickt sind, treten ja so verschieden an uns Menschen heran. Aber immer greifen sie mit ihrer Botschaft von Gott in unser Leben ein. Immer verändern sie etwas. Sie greifen in den Lebenslauf von Menschen ein, und die himmlische Heerschar steckt mit ihrem schönen Gotteslob an.

»Die Liebe zu denen, die euch vertraut sind, bleibe«, mahnt der Schreiber des Hebräerbriefes im letzten, 13. Kapitel, und er fährt fort: »Die Liebe zu denen, die euch fremd sind, aber vergesst nicht – so haben manche, ohne es zu wissen, Engel beherbergt.« Hier wird auf Abraham Bezug genommen, der drei Männer beherbergte, die ihm und Sara neues Leben verhiessen. »Jeder Mensch ist ein Engel mit nur einem Flügel, und wir können nur fliegen, wenn wir uns umarmen.« Dieses Wort wird dem italienischen Schriftsteller und Ingenieur Luciano De Crescenzo zugeschrieben.

Das Treppenhaus zur Sihlcity-Kirche zieren jetzt zur Adventszeit Engelbilder von Andreas Felger. Dazu hat das Team Texte ausgewählt. Jemand hat ins Anliegenbuch geschrieben: »Die Engelbilder und Texte haben es mir angetan. Herzlichen Dank.«

Von der Lyrikerin Rose Ausländer sehen wir da etwa die Worte:

*Der Engel in dir
freut sich über dein Licht,
weint über deine Finsternis.
Aus seinen Flügeln rauschen
Liebesworte, Gedichte, Liebkosungen.
Er bewacht deinen Weg,
lenkt deinen Schritt
engelwärts.*

Ein Bibelwort im Treppenhaus gilt den Schutzengeln.
Wir lesen im Psalm 91 (Verse 11 und 12), was demjenigen
zugesagt ist, der im Schutz des Höchsten wohnt:

*Der Herr wird seinen Boten gebieten,
dich zu behüten auf allen deinen Wegen.
Auf den Händen werden sie dich tragen,
damit dein Fuß nicht an einen Stein stoße.*

Wir mögen darüber nachdenken, wann in unserem
Leben Engel eingegriffen haben. Wir mögen darüber
nachdenken, wann wir uns von Engeln des Herrn haben
rufen lassen. Und wir mögen an die Hirten denken, die
das Jesuskind schauen gegangen und nachher – Gott
lobend und preisend – wieder zu ihren Herden auf dem
freien Feld zurückgekehrt sind.

Ich schließe mit einem Wort des Engländers Gilbert
Keith Chesterton (1874-1936). Er fragte in einer seiner

Erzählungen von Pater Brown: »Warum können Engel fliegen?« Chesterton hatte in seinem Leben oft mit Zweifeln zu ringen und musste viele Anfeindungen durchstehen. Den kleinen Pater Brown erfand er, um über den Glauben nachdenken und erzählen zu können. »Warum können Engel fliegen?« fragte er. »Weil sie sich leicht nehmen.« Das gab er zur Antwort.

Predigt zum 4. Advent, den 21. Dezember 2008, gehalten in der St. Anna-Kapelle Zürich.

Wunder-voll!

Nahet euch zu Gott, so nahet er sich zu euch.

Jakobus 4,8

Gleich danach nötigte er die Jünger, ins Boot zu steigen und an das andere Ufer voranzufahren. Währenddessen wollte er die Volksscharen entlassen. Nachdem er sie entlassen hatte, stieg er allein auf einen Berg, um zu beten. Es war Abend, als er immer noch allein dort war. Das Boot aber war bereits viele Stadien vom Land entfernt und musste gegen die Wellen ankämpfen; es herrschte Gegenwind. In der vierten Nacht wache kam Jesus auf dem See gehend auf sie zu. Als die Jünger ihn so auf dem See kommen sahen, riefen sie vor Schrecken: »Ein Gespenst!« Und sie schrieen vor Angst. Doch Jesus redete sie sofort an und sagte: »Habt Mut! Ich bin es. Fürchtet euch nicht!« Petrus entgegnete ihm: »Herr, wenn du es bist, so lass mich über das Wasser zu dir kommen.«

Jesus sagte: »Komm!« Da stieg Petrus aus dem Boot und ging über das Wasser auf Jesus zu. Als er aber den starken Wind wahrnahm, ergriff ihn Furcht. Er begann zu sinken und schrie: »Herr, rette mich!« Sogleich streckte Jesus die Hand aus, ergriff ihn und sagte zu ihm: »Du Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt?« Dann stiegen sie ins Boot, und der Wind legte sich. Die Jünger im Boot aber warfen sich vor ihm nieder und sagten: »Du bist wahrhaftig Gottes Sohn.«

Matthäus 14,22-33

Ob und wie genau diese Geschichte mit Jesus und Petrus auf dem Wasser passiert ist, damit wollen wir uns jetzt nicht plagen. In unserem Kulturkreis sind wir geprägt durch die Beweisbarkeit der Dinge. Und wir versuchen stets Dinge zu beweisen, die wir als möglich ansehen und nicht solche, die wir für unmöglich halten. Was mich

betrifft, so habe ich nicht sonderlich Mühe an Wunder zu glauben. Ja, ich rechne sogar mit Wundern und ich darf immer wieder solche beobachten. Das Leben kann buchstäblich wunder-voll sein!

Anders ergangen ist es zunächst den Jüngern in jener Nacht auf dem See draußen. Sie setzten nicht auf ein Wunder. Sie hatten Angst. Deshalb hielten sie Jesus für ein Gespenst, was übrigens auch einen gewissen Glauben voraussetzt. Verständlich ist das. Sie waren Menschen wie du und ich. Menschen in Not. In Seenot. Noch als Jesus sie anredete: »Seid getrost, ich bin's. Fürchtet euch nicht«, wollte Petrus sich vergewissern: »Herr, bist du es, so heiße mich zu dir auf das Wasser kommen.« Jesus hielt den Zweifel und das Sicherheitsbedürfnis seines Jüngers aus. Er erwiderte: »Komm!«

Ich kann mir Situationen vorstellen, in denen auch wir Gott auf die Probe stellen wollen und denken: Wenn es dich gibt, wenn du mir wirklich nahe bist, dann zeige es mir doch! Gott hält solche Fragen aus. Er verweigert sich demjenigen nicht, der noch etwas mehr wissen will von ihm. Er stellt sich dem, der ihn sucht.

Aber es bleibt für den Suchenden nicht ohne Folgen. Er muss sich bewegen und Jesus nachfolgen! Petrus, der Jesus herausgefordert hatte, wagte es und ließ sich jetzt auf Jesus ein. Er »stieg aus dem Schiff und wandelte auf dem Wasser und kam auf Jesus zu.«

Das ging so lange gut, wie er auf Jesus schaute. Kaum schaute er nach dem Wind, da fürchtete er sich. Wie der Hase gebannt vor der Schlange steht. Und er begann zu sinken. Petrus erinnerte sich seines Herrn, und er schrie: »Herr, rette mich!« Sogleich durfte er die rettende Hand von Jesus spüren.

Ganz ohne Tadel aber kam er nicht davon: »Du Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt?« Dann aber legte sich der Wind, und die Sache war in Ordnung.

Diese Erzählung zeigt zwei Dinge. Erstens, wie Jesus einen immer und immer wieder aus Zweifel und Verzweiflung holt. Er hätte ob des Unglaubens beleidigt sein können. Er hätte beleidigt sein können, dass die Jünger nicht an ihn dachten, ja dass sie ihn nicht einmal erkannten, als sie seine Stimme vernahmen.

Wie oft sind wir beleidigt, wenn jemand uns nicht kennt, nicht versteht, unseren guten Willen nicht anerkennt. Wie verletzt es uns, wenn wir es gut meinen, wenn wir ehrlich sind und behilflich sein möchten, und jemand will oder kann es nicht merken, wahrhaben und anerkennen. Wie "verschnupft" reagieren wir oft, wenn jemand uns nicht vertraut. Wir münzen es auf uns selbst anstatt zu denken, es habe doch wohl eher mit der Ängstlichkeit des Gegenübers zu tun.

Jesus bewies ein weites Herz, als er die vor Angst schreienden Jünger mit der Stimme des guten Hirten an-

redete, als er den zweifelnden Petrus kommen hieß und als er den sinkenden und um Hilfe rufenden Petrus mit dem Zustrecken seiner Hand rettete.

Gott streckt uns seine Hand immer wieder zu, wenn wir nur rufen nach ihm. Wo wir uns ihm nähern, da nähert er sich uns. Er ist ein vergebender, ein verzeihender Gott, der den aufnimmt, der auf ihn zugeht, sogar wenn dieser dabei nicht voll an ihn glaubt! Gott begegnet uns nicht rechnerisch. Er begegnet uns gnädig.

Das kann uns ermutigen, es ihm gleich zu tun. Das heißt, es anderen Menschen nicht zu verübeln, wenn sie an uns zweifeln, wenn sie uns nicht vertrauen oder wenn sie uns etwas nicht zutrauen. Wir sind ja nicht die Summe dessen, was andere von uns denken, sondern eher die Summe dessen, was wir in uns selbst sind und anderen sein können. Und das ergibt sich meistens erst am Schluss. Deshalb dürfen wir frohgemut das gute Werk an die Hand nehmen und es unbeirrt zur Vollendung bringen.

Das ist das Erste, was diese Erzählung verdeutlicht. Jesus rettet aus Zweifel und Verzweiflung den der ihn ruft, den der etwas von ihm erwartet.

Das Zweite, das uns diese Erzählung aus dem Evangelium des Matthäus zeigt, geht mehr ins Praktische hinein. Es ist eine psychische, seelische Grundwahrheit. Der Sinkgang von Petrus nahm seinen Anfang, als er auf

das Bedrohliche schaute und sich fürchtete. Hätte er auf das Verheißungsvolle geschaut, wäre die Furcht nicht in sein Herz geschlichen und hätte ihm keine Kräfte geraubt. Das Unglück kann man also durch negative Gedanken anziehen. Wir kennen es. Wer in den Abgrund schaut, auf den übt er eine Sogwirkung aus. Gefragt ist also eine positive Lebenseinstellung. Dann ziehen wir auch eher das Gute an.

Das heißt keineswegs, dass wir nun »Scheuklappen« anziehen sollten. Es gibt Gefahren, denen man ins Auge schauen muss. Wir kennen die Umweltproblematik, die Risiken der Aufrüstung, die schreiende Ungerechtigkeit von Arbeit und Lohn, das Nord-Süd-Gefälle, aber auch die Hässlichkeiten des zwischenmenschlichen Konfliktpotentials. Da dürfen wir nicht zur Seite schauen. Realistisch hinsehen, ohne Angst.

Aber es gibt auch so viel Schlechtes und Böses, das unsere Aufmerksamkeit nicht verdient. Es würde ungut prägen. Den Blick für das Gute trüben. Eben: einen sinken lassen. Böses kann nicht gute Nahrung sein. Wenn andere Fehler machen, sind wir noch lange nicht besser. Wir werden nämlich an den eigenen Möglichkeiten gemessen. Und da gibt es immer genug Arbeit.

Es gibt Abgründe, in die wir nicht hinein schauen müssen. Es gibt Böses, dem wir uns nicht zu stellen haben. Je mehr wir die Augen auf das Schöne und Gute

richten, desto stärker wirkt es auf uns zurück. Dadurch bleibt uns Leid erspart. Auf Jesus zugehen heißt das Gute im Auge behalten, Ja sagen zum Leben. Um mit Gott durch alles Schwere hindurch zum Guten zu finden. Christus gibt uns dazu seine Hand. Er wird unser Leitstern, unsere Sonne auf diesem Weg sein.

Zum Schluss dieser Predigtgedanken ein Wort von Christian Morgenstern (1871-1914), jenem deutschen Dichter, dessen ganzes Leben durch ein von der Mutter geerbtes Lungenleiden überschattet war: »Wer Gott aufgibt, löscht die Sonne aus, um mit einer Laterne weiterzuwandern.«

Das sei uns ferne! Wenn uns die Sonne schon wohl-tuend leuchten will, dann nehmen wir ihre wärmenden Strahlen dankbar an und schreiten in ihrem Licht freudig der Zukunft entgegen.

Predigt vom 21. Januar 2007, gehalten in der Matthäuskirche Zürich.

Von der Freude in Jesus Christus

Alles, was mir Gewinn war, habe ich dann um Christi willen als Verlust betrachtet. Ja, in der Tat, ich halte das alles für wertlos im Vergleich mit der überragenden Erkenntnis Christi Jesu, meines Herrn, um dessentwillen mir alles wertlos wurde, und ich betrachte es als Dreck, wenn ich nur Christus gewinne und in ihm meine Heimat finde.

Philipperbrief 3,7-9a

»Freue dich stets im Herrn – und Widrigkeiten dürfen dich nicht daran hindern.« Auf dieses Wort der Heiligen Klara von Assisi bin ich beim Verfassen des Rastwortes für die Kirche im Einkaufs- und Freizeitzentrum Sihlcity gestoßen: »Freue dich stets im Herrn – und Widrigkeiten dürfen dich nicht daran hindern.«

Das ist dann also schon immens schwierig, dieses sich trotzdem Freuen, von dem die Heilige spricht! Aber wir begegnen dieser Einstellung beim Bibellesen immer wieder. Das Alte Testament empfiehlt, sich bei aller Mühsal des Lebens gütlich zu tun: »Wenn irgendein Mensch bei all seiner Mühe isst und trinkt und Gutes genießt, ist auch dies ein Geschenk Gottes.« So lesen wir es im weisen Prediger Salomo (Kohélet 3,13).

Im Neuen Testament ist von einer geistlichen Freude die Rede, die einem durch niemanden und durch nichts geraubt werden kann, die Freude in Jesus Christus: »Freut euch im Herrn allezeit! Nochmals will ich es

sagen: Freut euch! Lasst alle Menschen eure Freundlichkeit spüren. Der Herr ist nahe.« (Philipperbrief 4,4-5)

Das ist sehr schwer zu verstehen, dass wir allezeit einen Grund zur Freude haben sollen. Und so hat es mich wieder einmal Wunder genommen, wer denn diese Klara eigentlich war, die das einst geschrieben hat – das von der Freude trotz aller Widrigkeiten. Als noch nicht mal 20-Jährige verließ die junge Frau ihr wohlbehütetes Elternhaus und legte in der kleinen Kirche Portiunkula ein Gelübde ab. Franziskus gab ihr ein rudimentäres Gewand und schnitt ihr zum Zeichen des Gehorsams die Haare kurz. Nur sechzehn Tage nachher folgte ihr die Schwester Agnes, und sie führten ein Leben in freigeählter Armut. Später war ihre Ordensregel »einfach das Evangelium unseres Herrn Jesus Christus zu beachten« die erste in der Geschichte, welche eine Frau – eben die Klara – für Frauen geschrieben hatte.

Richtige Aussteigerinnen waren das also, die Klara und die Agnes. Für ihre Eltern muss das ein großer Schock gewesen sein, und sie mussten sicher viel Hänseleien und Plagereien durch die vornehme Gesellschaft einstecken.

Franziskus war das ebenfalls, ein Aussteiger, und er muss auch starke Gründe dafür gehabt haben. Wenn das Leben so gar keinen Sinn mehr macht; oder wenn die vorhandenen Möglichkeiten und Güter einen am Leben

des Lebensentwurfes hindern und belasten – ja, dann sind Änderungen angesagt, dann riecht es auch nach Umkehr und Buße tun. Die haben das gemacht. Und in Christus haben sie eine Umwertung der Werte gefunden. Das ist nicht neu, aber ein weiser jüdischer Rabbi hat einmal zu bedenken gegeben: »Wer nicht jeden Tag etwas erneuert, der zeigt, dass er auch nichts Altes hat.« (Ahron aus Karlin, chassidischer Rabbi, 1802-1872)

Die Legende berichtet, ein Bruder habe mal die Demut von Franziskus auf die Probe stellen wollen und ihm unterwegs fragend zugerufen: »Woher dir, woher dir, woher dir?« Der heilige Franz entgegnete: »Was sagt da Bruder Masseo?« – »Woher kommt es, dass dir die ganze Welt nachzulaufen scheint, und alle wollen dich sehen, dich hören, dir folgen? Du bist kein schöner Mann, du hast nicht viel Wissenschaft und Weisheit, du bist nicht adlig – woher also dir? Wie kommt es, dass dir die ganze Welt nachläuft?«

Wie Franz das hörte, war er freudig im Geist bewegt. Er hob sein Antlitz gegen den Himmel und stand so eine geraume Weile, das Gemüt zu Gott erhoben. Als er dann wieder zu sich kam, warf er sich auf die Knie, um Gott zu loben und ihm Dank zu sagen.

Dann wandte er sich voll Inbrunst zu Bruder Masseo und sprach: »Du willst wissen, woher mir solches kommt? Willst wissen, wieso gerade mir? Willst wissen,

und zwar genau, woher das kommt, dass alle Welt mir nachläuft? Das ist mir vom heiligen Auge Gottes aus-
ersehen worden, das an jedem Ort die Guten und die Schlechten sieht, und da dieses selige, heilige Auge Gottes unter den Schlechten keinen größeren Sünder erschaut als mich, den schlimmsten und gemeinsten – und weil der Herr für das wunderbare Werk, das Er vollbringen wollte, keine armseligere Kreatur erspähte, darum hat Er mich ausgewählt.«

Die Antwort von Franziskus muss so eindrücklich gewesen sein, dass es Maseo richtig schauderte. Er wusste fortan, dass er es hier mit einem echten Jünger Jesu zu tun hatte.

Ja, und jetzt frage ich, woher diese Gnade, diese Kraft, der Mut, das Leben anders zu leben als bisher; das Leben anders zu leben als es vom Umfeld erwartet würde; anders vielleicht auch, als man es selber geplant hätte? Wo ist das Fundament, wo der Ansporn zu so etwas?

Wir erfahren es vom Apostel Paulus, der uns gerade noch zugerufen hat: »*Freut euch im Herrn allezeit!*« Und wir merken es an nichts besser als an der gängigen Übersetzung eines einzigen Wortes im Text, den wir als Predigttext vernommen haben: »Alles, was mir Gewinn war, habe ich dann um Christi willen als Verlust betrachtet«, diktierte Paulus (Philipperbrief 3,7ff.). Er bekräftigte: »Ja, in der Tat, ich halte das alles für wertlos

im Vergleich mit der überragenden Erkenntnis Jesu Christi, meines Herrn.« Er wiederholte: »... um dessentwillen mir alles wertlos wurde.« Er steigerte nochmals: »Ich betrachte es als Dreck, wenn ich nur Christus gewinne und in ihm meine Heimat finde.«

Nun zu dem *einen* Wort, an dem wir deutlich merken, wie diese Botschaft in unser Umfeld übertragen wurde. Es ist gefallen das Wort »Dreck«. Das griechische Wort dafür heißt *skybalon* und es wird im Neuen Testament übersetzt mit Unrat, Dreck, ja sogar mit Kot. Was ist denn das? So mögen wir denken. Bibelausleger verraten, es handle sich um einen vulgären, Abscheu erregenden Ausdruck, aber es wird immer ein bisschen umschrieben, sodass man sich nicht wirklich daran stößt. Es ist also ein unanständiges Wort, das man nicht sagen sollte, und so verliert die Botschaft an Kraft. Aber das Wort steht in der Bibel, unmissverständlich. Unsere Jugendlichen und die Umgangssprache verwenden es oft. Sie merken es, liebe Zuhörerinnen und Zuhörer: Paulus wollte uns sagen, was er bisher für Gewinn gehalten hat, betrachtete er nun als »Scheiße«, wenn er nur Christus gewonnen hat!

Er redete ausdrücklich von seiner Begegnung mit seinem Herrn. An anderen Stellen sprach er von "dem" Herrn, oder von »unserem« Herrn. Was er in seinem früheren Leben für wertvoll gehalten hatte, war ihm nun in der Christus-Freude also geradezu »Scheiße«, Pardon,

wir können auch beim Unrat, dem Dreck oder dem Kot bleiben. Aber es soll nichts an Kraft verlieren.

Liebe Schwestern und Brüder! Es geht um Gewinn und Verlust, um Wert und Wertlosigkeit, um Dreck und Freude. Um jene Freude geht es, die in der Begegnung mit Christus, dem Gekreuzigt-Auferstandenen, erfahren werden und die einem durch nichts und niemanden genommen werden kann. Es geht um die Freude im Herrn Jesus Christus, an der uns keine Widrigkeiten hindern dürfen, wie Klara von Assisi sagte. Die gibt es. Es geht um die Christus-Heimat, die ewiges Leben hat. Hier und jetzt.

Das ist ein langer und mühsamer Weg, der aber mit unendlicher Freude endet, bis man die Worte sagen kann, die eine Trauernde ausgesprochen hat: »Das Loch, in das ich fiel, wurde zur Quelle, aus der ich lebe.« Oder wie es eine Therapeutin ausdrückte: »Das Geschenk liegt in der Wunde.«

Ein Geschenk ist das, reine Gnade, wenn wir das erhalten und miteinander pflegen dürfen. Wie weit und groß ist Gott, der sich uns in Jesus Christus gezeigt hat – und in jedem Tag neu zeigt.

Predigt zum Gottesdienst am Sonntag, den 12. Februar 2012, gehalten in der Wasserkirche, Zürich.

»In deine Hand befehle ich meinen Geist«

Als wir zur Welt kamen, waren die ersten Sekunden die spannendsten: Werden wir sofort atmen? Kommt der Schrei von selber? Oder braucht es einen Klapps? Auch die Anwesenden halten den Atem an, bis darüber Gewissheit besteht: Ein neuer Mensch ist geboren.

Dieses Ereignis ganz am Anfang sagt ja so viel über das Leben aus. Es ist spannend. Es besteht aus Ein- und Ausatmen, also aus Bewegung. Es ist ein Weg. Es besteht aus Bleiben und Reisen, wir sind Wohnende und Wanderer. Es ist Wagnis und Chance. – In den Wörtern Bewegung und Wagnis ist das Wort Weg enthalten, wie auch in den Wörtern Waage und Wagen. Das kommt alles aus der indogermanischen Wortwurzel *uegh*. Weg, ein wichtiges Wort. Die Konstante ist der Wechsel.

Die Einsicht, dass in der Veränderung das Bleibende steckt, bietet aber keinen Halt und bedeutet noch nicht Orientierung. Und reine Hektik ist weit entfernt von Lebensqualität. Zahlreiche Anlässe und Aktionen sagen noch nichts darüber aus, ob eine Kirche oder Kirchgemeinde wirklich lebt. Und das Eilen von Termin zu Termin garantiert nicht, dass etwas Bleibendes geschaffen wird. Wer nie Zeit hat, vermag nichts zu schaffen, das bleibt.

Es braucht also mehr. Wir müssen tiefer gehen und kommen nochmals auf den Atem zurück. In den biblischen Sprachen Hebräisch und Griechisch heißt das auch Geist. *Ruach*: Atem, Geist. *Pneuma*: Geist, Luft. Es kommt darauf an, was für einen Geist etwas atmet. Und es ist wichtig, welcher Geist weht. Dazu braucht es auch Raum, Freiheit. Zumindest, wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. Daran können wir uns orientieren, da nun finden wir Halt. Das verleiht Lebensqualität.

Liebe Gemeinde, liebe Freunde! Auf jedem Weg, den wir gehen, gibt es Übergänge: sanfte Furten die uns durch das niedrige Wasser führen, Grenzen die wir passieren, Brücken die uns vor Abgründen bewahren. Auf den Lebensweg umgemünzt erfordern diese Übergänge Rituale die uns helfen, sie besser zu meistern, Rituale die uns die Wichtigkeit der Stunde ins Bewusstsein rufen, Rituale die uns ins Feierliche hineinholen, Rituale die uns kräftigen und stärken für die Wegstrecke die dann kommen mag.

Ein Abschiedsgottesdienst – so will mir scheinen – ist ein solches Ritual. Für beide Seiten: Für die Gemeinde und für die Pfarrperson. Er kann würdigen was war. Er kann vergegenwärtigen was ist. Und er kann Lichtblicke in die Zukunft werfen. Solche Rituale braucht es, weil wir nicht alles mit der Vernunft begreifen und nicht alles in Worte fassen können. Das kann und soll auch diese

Predigt nicht leisten. Dennoch muss gesprochen sein und vorher kommt die Überlegung.

Ich habe mir überlegt: Wann stand ich schon einmal an einem Wendepunkt im Leben? Was war damals? Und welches Wort hat mir geholfen? – Es kam mir das Jahr 1979 in den Sinn, als mir der späte, kräftige Bergfrühling auf dem Weg ins Gemeindefarramt Atemnot brachte und ich mich in die nahe Heilstätte begeben musste. In der dortigen Werkstatt ritzte ich im Stillen merkwürdige Zeichen auf zwei Bretter. Diese Bretter habe ich hier. Auf einem steht: *B jad ka afkid ruch i.* – »In deine Hand befehle ich meinen Geist.« So steht es in Psalm 31,6a. Auf dem andern ist zu lesen: *Eis cheiras su paratithämai to pneuma mu.* – »In deine Hände befehle ich meinen Geist.« So hat es Jesus am Kreuz nach Lukas 23,46b gebetet.

Da haben wir's also: »In deine Hand befehle ich meinen Geist.« Das heißt doch auch: »In dynere Hand han ich Luft!« – »Du lasch mich läbe!« – »Dir chan ich mich aavertraue!« – In dieser Hand ist man also gern. Da herrscht Geborgenheit, und zwar solche, die wohl macht und zur Entfaltung führt.

Seit Jahrzehnten stärkt und fasziniert mich dieser Satz. Nicht nur der tiefen theologischen Aussage wegen. »In deine Hand befehle ich meinen Geist.« Oder wie Jesus betete: »In deine Hände befehle ich meinen Geist.«

Das bedeutet, dass wir über einen Geist verfügen – und dass wir über diesen Geist auch verfügen können. Es ist uns möglich, ihm Befehle zu erteilen, ihn mit unserem Willen zu steuern, ihn zu formen und zu beeinflussen. Der Geist also, der herrscht, stellt kein unabwendbares Schicksal dar, er ist kein Naturereignis, dem wir ohnmächtig ausgeliefert wären und dem wir tatenlos zuschauen müssten, sondern wir vermögen ihn zu prägen. Wir sind sehr wohl imstande, Entscheidungen zu fällen und das Leben - auch das Leben der christlichen Gemeinde und der Kirche - zu formen und zu gestalten.

Der Kreator, der Schöpfer, der sein Werk mit unendlicher Phantasie und unermesslichem Ideenreichtum geschaffen hat, der Kreator gefällt sich darin, unsere Kreativität anzukicken und er freut sich über unsere aufbauenden Ausgestaltungen des Lebens. Dazu hat er uns Regeln und Fähigkeiten gegeben.

Gott hat viele Farben, und ich glaube, er möchte uns als Blumenkinder – hieß das nicht einmal »Hippies«? – sehen. Er möchte farbige Menschen, die seiner Schöpfung – die nicht zu Ende ist, sondern sich jeden Tag erneuert – Ehre geben. Und er möchte, dass die Menschenkinder sich der Farbenvielfalt erfreuen, die Buntheit lieben – und nicht darüber streiten, welches nun die richtige Farbe ist.

Gott ist tolerant und das ist nicht passives Gewähren-lassen sondern aktives Mittragen: lat. *tolere*, tragen, ertragen. Es ist ein Formen und Gestalten und es kann auch einmal ein Nein sein zu Dingen, die nun wirklich nicht angehen. Das ist eine Frage des Profils, das wir als christliche Gemeinde und auch als Einzelne einnehmen sollen. »Du« sagt Gott zu uns, und er ruft uns beim Namen. Jeden Einzelnen.

Noch etwas vermag an diesem Vers zu faszinieren und zu ermutigen: »In deine Hände befehle ich meinen Geist.« – Kann man Geist in Hände legen? Da treffen sich Immaterielles und Materielles, Himmlisches und Irdisches - es ist schier unglaublich! Wie im Anfang des Johannes-Evangeliums: »Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns.« So ist die Orientierung immer wieder der Sinn, den das Ganze macht. Wir können kurz sagen: Christus, der Gekreuzigt-Auferstandene.

Liebe Gemeinde, liebe Freunde! Es ist uns viel anvertraut. Wir möchten es schätzen und es zur Entfaltung bringen. Wir haben uns engagiert, jeder an seinem Platz und mit seinen Möglichkeiten und Grenzen. Wenngleich der Pfarrer sein Werk an diesem Ort abrundet und neuen Händen anvertraut, die Gemeinde und der Glaube bleiben und möchten weiterhin gepflegt sein. Ich greife Worte auf, die mir an der letzten Veranstaltung übergeben worden sind. Da steht geschrieben, der Glaubenstreff sei

zu einem Ort geworden, wo »Glaube mitgeteilt wurde, geteilt wurde, erlebt wurde, gelebt wurde, geglaubt wurde.«

Ich danke allen, welche die letzten zehn Jahre mit dabei waren, mit Gedanken, Worten und Taten. Es war vieles, das nicht selbstverständlich ist und bleiben wird. Ich denke an unsere zahlreichen Gottesdienste und Anlässe, auf denen Segen lag, aber auch an die erste kirchliche Internet-Surfstation, die Fortentwicklung der ökumenischen Internet-Seelsorge und den Aufbau der SMS-Seelsorge. All das war von dieser kleinen Stadtgemeinde aus möglich und wurde mitgetragen.

Ich bitte Sie, meinem unmittelbaren Nachfolger Vertrauen zu schenken und sich zu öffnen, seine Arbeit und Art kennenzulernen. Wer richtig loslässt, empfängt neu und ist nachher reicher. Das gilt für das ganze Leben. Vom ersten Atemzug an.

Ich schließe mit dem alten, bedeutsamen Glaubenswort:

»An Gottes Segen ist alles gelegen.«

Abschiedspredigt vom 18. Februar 2007 gehalten in der Kirche von Zürich-Matthäus.

Tränen

Und die nahmen Jesus fest, führten ihn ab und brachten ihn in das Haus des Hohen Priesters. Petrus aber folgte von weitem. Und sie hatten mitten im Hof ein Feuer entfacht und sich zusammengesetzt, und Petrus saß mitten unter ihnen.

Und eine Magd sah ihn am Feuer sitzen, und sie schaute ihn genau an und sagte: Dieser war auch mit ihm. Er aber leugnete es und sagte: Ich kenne ihn nicht! Und kurz darauf sah ihn ein anderer, der sagte: Auch du bist einer von ihnen! Petrus aber sagte: Mensch, ich bin es nicht!

Und als ungefähr eine Stunde vergangen war, behauptete wieder ein anderer: Es ist so, auch der war mit ihm; er ist ja auch ein Galiläer. Da sprach Petrus: Mensch, ich weiß nicht, wovon du redest! Und im selben Augenblick, während er noch redete, krächte der Hahn. Und der Herr wandte sich um und blickte Petrus an. Da erinnerte sich Petrus an das Wort des Herrn, wie er zu ihm gesagt hatte: Ehe der Hahn heute kräht, wirst du mich dreimal verleugnet haben. Und er ging hinaus und weinte bitterlich.

Lukas 22,54-62

Heute vor einer Woche fiel mir das Vergnügen zu, den Abendgottesdienst in der Saint Paul's Cathedral von London zu besuchen. Die Stimmung war sehr schön: Die Kirche lud an diesem ersten Fastensonntag unter einer feinen Mondsichel so richtig zum »Evening Service« ein. Die erhebende Feier begann mit den Worten des Eingangsgebetes:

*O God who loves all that lives,
and whose immortal spirit is in all created life;
free us from thoughts that would separate us from you,
from words that harm the soul and from confusion within us.*

*»O Gott, der du liebst alles was lebt, und
dessen unsterblicher Geist in allem geschaffenen Leben ist;
befreie uns von Gedanken welche uns von dir trennen würden,
von Worten welche die Seele beeinträchtigen und von
Verwirrung in uns selbst.«*

Die Predigt wurde von einer Pfarrerin gehalten, welche eindrücklich zur christlichen Mystik und Worten von Meister Eckhart redete. Duft von Weihrauch erfüllte den Raum in steigendem Maße, Ikonen redeten auf ihre stille Weise zu den Besucherinnen und Besuchern der Andacht. Die klassische anglikanische Zeremonie schien mir Elemente von Katholizismus, Orthodoxie und Reformation zu vereinigen.

Unter anderem wurde mir bewusst, dass diese Kirche das Pfarramt für Theologinnen kennt, ein Vorzug, den sie mit uns Reformierten teilt. Ein ganzer Film ist in meinem Kopf abgelaufen: dass das nicht selbstverständlich ist, dass es eine hohe Errungenschaft, einen großen Fortschritt etc. darstellt, und dass wir dies pflegen und nicht leichtfertig aufgeben sollten. Ich mache darauf aufmerk-

sam, weil dieses Jahr der internationale Frauentag vom 8. März auf den Sonntag fällt und weil wir darüber nachdenken und dieses Recht nicht für selbstverständlich halten und verteidigen sollten. Wir dürfen als Reformierte Kirche darauf hinweisen, dass bei uns Frauen und Männer in allen Anstellungen die gleichen Rechte und Pflichten haben – und dass wir es von der Gesellschaft und der Wirtschaft auch so erwarten. Da kommt der Kirche eine Vorreiterrolle zu. Bei uns sind Frauen wie Männer absolut gleichgestellt in allen Gremien der Kirche und auch im Pfarramt vertreten. In Bezug auf das Pfarramt wurden schon Prognosen gestellt, dass es in Zukunft vermehrt ein Frauenberuf sein könnte – u.a. wegen der Hingabe, der Seelsorgebereitschaft und der hohen Präsenz, welche der Dienst erfordert. Wir werden sehen.

Das Thema Mann-Frau spielt auch mit im Titel, den ich dieser Predigt zum zweiten Fastensonntag gegeben habe: »Tränen«. Ja, »en Bueb brüelet doch nöd«, hat es geheißen. Tränen durften nicht sein, weil man schließlich Bube bleiben wollte. Sie erstickten im Keim, abgetötetes Leid, hinunter gewürgter Schmerz, nicht gelebte Trauer, ein Stück verpasstes Leben.

Denn Weinen verschafft den Lungen Luft. Es wäscht das Gesicht rein, stärkt die Augen und beruhigt das Gemüt. Mit diesen Worten lobte – wenn auch in zynischer

Absicht – der Armenhausleiter Bumble in Charles Dickens Roman *Oliver Twist* die Vorzüge des Weinens. Tränenausbrüche haben wohltuende Wirkung. Das wissen wir schon lange. Allerdings machen Forscher aus Südfllorida nun Einschränkungen. Bei der Auswertung der Weinerlebnisse von 5000 Testpersonen stießen sie auf die Erkenntnis, dass das Weinen vor allem dann lösend wirkt, wenn gleichzeitig eine zweite Person tröstet. Einsame Tränen verschaffen weniger Erleichterung. Und das Weinen in ganzen Gruppen wirkt oft bedrückend.

Die Umstände des Weinens spielen also auch eine Rolle. Geborgenheit zu erleben, Verständnis und Trost zu erfahren, geliebt zu werden – all das ist wichtig, damit Gott unsere Tränen segnen kann.

Der Zürcher Pfarrer Peter Walss hat in seiner Krankheitszeit *Gebete auf dem Rücken liegend* (Gotthelf, 1993) in seinen Laptop geschrieben. Dabei ist mir ein Abschnitt aufgefallen:

»Mit dem Weinen hältst du mich wach für die Zartheit des Lebens, säuberst meine Augen, damit die Seele sehend bleibt. Das ist wichtiger als alles. Denn was wäre mit Gesundheit gewonnen bei versteinertem Herzen?«

Er blieb mit seinen Tränen nicht allein. Er hat sie seinem Herrn und Gott gezeigt. Er richtete sie an ein Du, an Gott. Und er kannte dabei das Wort der Heiligen Schrift, das aufgeschrieben steht im Prophetenbuch Jesaja 66,13:

»Wie einen, den seine Mutter tröstet, so werde ich euch trösten.«

Unser Gott der Bibel trägt mütterliche Züge. Er schaut nicht weg, wenn wir weinen. Er verbietet uns die Tränen nicht. Er versteht uns tröstet uns. So wird es uns leichter, und wir leben.

»Erlöster müssten die Christen aussehen, und bessere Lieder müssten sie mir singen, wenn ich an ihren Erlöser glauben soll.« Diese Ansicht vertrat einst der Philosoph Friedrich Nietzsche. Unserem aktuellen Christsein mag seine kritische Anfrage gut tun. Als in den Siebzigerjahren ein Theologiestudent aus Südkorea in die Schweiz kam, zeigte er sich nach seinem ersten Gottesdienstbesuch arg enttäuscht: »Es kamen nur wenige, und sie sangen nicht laut und fröhlich!«

Ja, zeigt unser Christentum Alterserscheinungen? Ist es ›ausgepowert‹, wie die Jungen sagen würden, oder ist ganz einfach die Luft draußen? Hat es seinen Dienst getan? Ist unser Glaube müde geworden? Dürfen wir nur noch auf kulturelle und gesellschaftliche Leistungen zurückblicken, oder redet die Bibel mit ihrer guten Nachricht aufrüttelnd und frohmachend zu uns? Es ist gut, wenn wir uns das immer wieder fragen und zur frischen Wasserquelle zurückgehen.

Andrerseits dürfen wir den Satz Nietzsches auch kritisch betrachten und uns fragen: Entspricht es nicht

einer Zumutung und Strapazierung, wenn wir Christen allezeit gelöst wirken und fröhliche Lieder auf den Lippen haben sollten? Das könnte angesichts von unverschuldetem Leid arg zynisch wirken! In der Passionszeit sollen wir auch die Schmerzen und den Tod Jesu Christi und das Leid in der Welt sehen – und mitleiden, um an Ostern seine Auferstehung mit Freuden zu preisen.

Die Bibel, unser Buch, unser Fundament, die Heilige Schrift, von der wir ausgehen, kann die Ansicht, dass Knaben nicht weinen, keineswegs bestätigen. Jesus selbst weinte über die Stadt Jerusalem, weil sie nicht erkannt hatte, was ihrem Frieden dient (Lukas 19,41-44). Und er weinte über den Tod des Lazarus (Johannes 11,35), den er auferweckte.

Da weinen erwachsene Männer. Gute und erfahrene Männer des Glaubens. Ich denke an den Tränenbrief des Apostels Paulus im zweiten Korintherbrief 2,4: »Aus großer Bedrängnis und mit angstvollem Herzen schreibe ich euch, unter vielen Tränen, nicht um euch zu betrüben, sondern um euch die Liebe erkennen zu lassen, mit der ich euch über alles liebe.«

Paulus wurde mit Verkündigern konfrontiert, die stärker im Auftreten waren. Er hielt demgegenüber fest: »Nicht uns selbst verkündigen wir, sondern Jesus Christus als den Herrn, uns selbst aber als eure Knechte, um Jesu willen.« (4,5) Und drei Mal schreibt er, er rühme

sich der Schwachheiten: »Wenn schon gerühmt werden muss, dann werde ich mich all dessen rühmen, was aus meiner Schwachheit kommt.« (11,30) – »Was mich selbst betrifft, will ich mich nur meiner Schwachheit rühmen.« (12,5) – »So rühme ich mich lieber meiner Schwachheit, damit die Kraft Christi bei mir Wohnung nehme.« (12,9b)

Aus diesen Worten Pauli spricht der tiefe Glaube daran, dass wir mit Jesus Christus zwar sterben, mit ihm aber auch auferstehen. Gott erhöht die Niedrigen, und die Hohen erniedrigt er. Er ist dynamisch. Er möchte uns nahe bei sich haben. Und er liebt es, wenn wir unsere Schwachheiten sehen und ihnen die Ehre geben. So wird sein Licht darauf geworfen, und die Ehre gebührt ihm allein.

Von Petrus heißt es, dass er nach dem dritten Verleugern des Herrn hinaus ging und bitterlich weinte. Im Grunde der Dinge ist er zu sich selbst und zu seiner Überzeugung nicht gestanden. Aus verständlichen Gründen befahl ihm die Angst. Zuvor hatte es von ihm geheissen, er sei Jesus und den Soldaten »in sicherem Abstand« gefolgt. Wie wir alle hat er Sicherheit gewünscht. Er wollte kein Risiko eingehen. Selbst dann nicht, als er seinen Herrn drei Mal verleugnen musste. Das abstreiten, was man weiß und was zu einem selbst gehört,

hat weitreichende Konsequenzen. Sich selber treu und Freund sein, ist existentiell wichtig.

In dem Moment, als Jesus den Petrus anschaute und Petrus realisierte, diese seine Position aufgegeben zu haben, ging er hinaus, d.h. fiel er aus der Gemeinschaft mit Gott und den Seinen. Er war zurückgeworfen auf sich selbst. Er nahm das ernst und hat Tränen geweint.

Nochmals kurz Peter Walss: »Mit dem Weinen säuberst du meine Augen, damit die Seele sehend bleibt.«

Und so könnte es mit seinen Worten enden:

*Nicht Angst und Schmerz waren gering
sondern Deine Hilfe war groß
das war wohl schon oft so
wie oft habe ich Deine Hilfe verschwiegen
aus Bequemlichkeit um nichts erklären zu müssen
oder aus männlicher Eitelkeit
oder weil ich zu stumpf oder zu beschäftigt war
um Dein liebevolles Tragen wahrzunehmen.*

Denn, nicht wahr, wie heißt es ganz am Schluss der Bibel, im zweitletzten Kapitel des Buches der Offenbarung (21,4): »Gott wird abwischen jede Träne von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, und kein Leid, kein Geschrei und keine Mühsal wird mehr sein; denn was zuerst war, ist vergangen.«

Dann ist Zeit für das fröhliche Osterlachen mit den Freudentränen, dann ganz. Vorher noch: Ernst nehmen des Leides, Tränen zulassen – und trösten und niemand verurteilen und niemand allein lassen!

Predigt zum Sonntag, den 8. März 2009, gehalten in der St. Anna-Kapelle Zürich.

Du kannst nicht tiefer fallen als nur in Gottes Hand

»Der Herr ist mein Hirt...«

Psalm 23

Ein praktizierender Christ erzählt von der schweren Erkrankung eines nahestehenden Mitmenschen. Er macht plötzlich einen tiefen Seufzer: »Ja, der Pfarrer sagte immer, wir können nicht tiefer fallen als in die Hand von Gott.« Ich gebe meiner Betroffenheit und meinem Mitgefühl Ausdruck. Wir reden von unserem Glauben, vom Dasein für andere und wie es uns selber ergeht im Gedanken ans Abschiednehmen.

Dann aber: Moment! Dieses nicht tiefer Fallen als in Gottes Hand. Hab ich davon nicht auch schon gesprochen? Und woher hat es jener Pfarrkollege, der es einprägsam zitierte? So ganz genau wussten wir alle Drei es nicht, der Bruder im Glauben, der davon sichtlich gerührt erzählte, die anwesende Mitarbeiterin – und auch der Sprechende nicht. Also wird nachgeschaut. Und wir werden beim deutschen Erzieher, Pfarrer und Lyriker Arno Pötzsch fündig. Er war in einfachen Verhältnissen aufgewachsen und hatte ursprünglich lediglich die Volksschule besucht. Dann meldete er sich als 17-Jähriger freiwillig bei der kaiserlichen Kriegsmarine im Ersten Weltkrieg. Im Zweiten Weltkrieg versah er das Amt eines

Marinepfarrers. Viele seiner Lieder und Gedichte verfasste Arno Pötzsch angesichts der Schrecken und des Leides der Kriege. »Notlieder der Kirche« seien es, pflegte er sich auszudrücken.

Gesucht hatten wir nach dem Ausdruck des nicht tiefer Fallens als in Gottes Hand. Bei ihm ist dieser tröstliche Gedanke anzutreffen. Er geht so: »Du kannst nicht tiefer fallen als nur in Gottes Hand.«

Er geht noch weiter, und er ist formuliert in einem von insgesamt neun Liedern von Arno Pötzsch, die Eingang in unser Kirchengesangbuch gefunden haben, nämlich die Nummer 698:

*Du kannst nicht tiefer fallen als nur in Gottes Hand,
die er zum Heil uns allen barmherzig ausgespannt.*

*Es münden alle Pfade durch Schicksal, Schuld und Tod
doch ein in Gottes Gnade trotz aller unserer Not.*

*Wir sind von Gott umgeben auch hier in Raum und Zeit
und werden in ihm leben und sein in Ewigkeit.*

Die Zeilen hat der Verfasser im Jahre 1941, also in der ersten Kriegszeit niedergeschrieben. Viele Pfade wurden damals unfreiwillig gegangen. Schicksal, Tod, Schuld und Not waren nicht nur Worte. Heil, Barmherzigkeit, Gottes Gnade waren jenseits allen Begreifens, weil alles

andere zu sehen war. Und unter allem an Hoffnung Begrabenem Seine Hand, die auffängt und gütig entgegen nimmt.

Vernahm ich nicht letzthin den Satz: »Wer nicht an Wunder glaubt, ist kein Realist.« Er stammt auch von einem Mann, der den Ersten Weltkrieg erlebt hat, nämlich vom israelischen Staatsmann Ben Gurion.

Der Glaube ist für mich ein solches Wunder. Er tippt etwas an, das tiefer geht. Etwas das nicht berechnet oder verdient werden kann. Es kann auch nicht mit dem Verstand gefasst werden.

So sind wir also dem Ausdruck vom nicht tiefer Fallen als in Gottes Hand nachgegangen. Die Mitarbeiterin hat dann noch ein historisches Bild von einem mittelalterlichen Fresko beigebracht, das die Hand Gottes zeigt: Herzu winkend und auffangend, bergend zugleich, offen auch, lieblich.

Es heißt, wir sollen uns kein Bild von Gott machen, das nicht. Aber wir sollen Erfahrungen mit Gott machen, und wir sollen auch davon reden. Im 5. Buch Mose 6,4-7 heißt es:

»Höre, Israel: Der Herr, unser Gott, ist der einzige Herr. Und du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit deiner ganzen Kraft. Und diese Worte, die ich dir heute gebiete, sollen in deinem Herzen bleiben, und du sollst sie deinen Kin-

dern einschärfen, und du sollst davon reden, wenn du in deinem Haus sitzt und wenn du auf dem Weg gehst, wenn du dich niederlegst und wenn du dich erhebst.«

So wurde uns das Gespräch in der Seelsorge-Werkstatt in der Sihlcity-Kirche selber zur Heimat, zu einem Stück Geborgenheit im Glauben und in der Glaubensgemeinschaft. Nicht nur bei den letzten Fragen unseres Lebens ist das von großer Wichtigkeit und fundamental, sondern in jedem Atemzug, den wir tun. Wozu leben wir? Woher kommen wir und wohin gehen wir? Was hält? Es ist ja so wichtig, dass wir darauf eine Antwort erhalten und dass wir mit unseren Fragen nicht alleine sind. Dabei spielt das Alter keine Rolle; das ist für Menschen jeden Alters wichtig. Und wir wissen nie, was noch geschieht und wozu wir das brauchen können. Es ist die Verbindung mit Jesus Christus. Es ist der Gedanke ans Kreuz und an die Auferstehung. Es ist Vergebung und Neubeginn. Es ist das Leben.

Aus der Hand Gottes, die im Alten Testament über 200 mal für die Macht des Herrn gebraucht wird, ist nun die mächtige Hand geworden, die uns auffängt, die uns durch das Leben trägt. Wir erleben sie oft auch als segnende Hand unseres Herrn Jesus Christus, dargestellt auch in vielen Bildern und Ikonen, uns zugestreckt.

Wir dürfen diese Hand annehmen, entgegennehmen. Wir dürfen unsere Hand auch geben, um uns führen zu lassen, um Gutes entgegenzunehmen. Darum benutze ich oft das Fingerkreuz. Auch wenn wir von Seiner Macht nichts spüren, er ist da. Auch wenn wir Seiner Erlösung harren, Er hat sie vollbracht.

Martin Buber verdanken wir folgende kleine, spannende Erzählung:

Der Raw sprach einen Schüler, der eben bei ihm eintrat, so an: »Mosche, was ist das, Gott?«

Der Schüler schwieg.

Der Raw fragte zum zweiten und zum dritten Mal.

»Warum schweigst du?«

»Weil ich es nicht weiß.«

»Weiß ich´s denn?« sprach der Raw. »Aber ich muss sagen; denn so ist es, dass ich es sagen muss: Er ist deutlich da, und außer ihm ist nichts deutlich da, und *das* ist er.«

Predigt zum Sonntag, den 14. März 2010, gehalten in der St. Anna-Kapelle, Zürich.

Hoffnung durch die Nähe des Gespräches

Unter dem Feigenbaum sah ich dich

*Der König fragte die Schlange: »Wo kommst du her?«
»Aus den Klüften«, versetzte die Schlange, »in denen das Gold wohnt.«
»Was ist herrlicher als Gold?« fragte der König.
»Das Licht«, antwortete die Schlange.
»Was ist erquicklicher als Licht?« fragte jener.
»Das Gespräch«, antwortete diese.*

Johann Wolfgang von Goethe

*Andreas findet zuerst seinen Bruder Simon und sagt zu ihm:
»Wir haben den Messias (das ist übersetzt: der Gesalbte, der Christus) gefunden.« Er führte ihn zu Jesus. Jesus sah ihn an und sprach: »Du bist Simon, der Sohn des Johannes; du wirst Kephas (d.h. übersetzt: Fels, lat. Petrus) genannt werden.«*

Johannes 1,41-42

Damit wir nicht so allein sind und wirklich leben, sind wir auf Beziehungen, auf ein Miteinander angewiesen. Das verleiht uns Geborgenheit, Sicherheit und Lebenssinn. In jeder echten Beziehung wird ausgetauscht, kommuniziert, gesprochen. Das kann auf vielfältige Weise geschehen: mit Worten, im Schweigen, durch Gesten, in der Arbeit.

Nun spüren wir der Frage nach, wie Gott zu uns Menschen spricht und wie wir Menschen mit Gott reden. In welcher Beziehung stehen wir zu Gott und wie kommunizieren wir mit ihm und er mit uns?

Wenn Gott uns Menschen ruft, sind die Gespräche nicht wortreich.

»Du bist Simon, der Sohn des Johannes; du wirst Kephas (Fels) genannt werden«, sagt Jesus dem galiläischen Fischer Petrus.

»Folge mir nach!«, ruft er am nächsten Tag dem Philippus zu.

So beruft Jesus seine Jünger.

Im Alten Testament weiß sich Samuel auf geheimnisvolle Weise beim Namen gerufen und gibt als Antwort weiter: »Rede, Herr, dein Diener hört!«

»Wer geht in unserem Auftrag?« – »Hier bin ich. Sende mich!« berichtet die Schrift von der Berufung des Propheten Jesaja.

»Folge mir nach!« – »Kommt und seht«, so sammelt Gott seine Menschen. So ruft er sie. So spricht er auch uns an.

»Du bist Petrus, der Fels«, d.h. ich nenne dich so, ich mache das aus dir. Und was Petrus von sich aus zu sagen hat, das müssten auch wir sagen: »Herr, geh weg von mir, ich bin ein Sünder.« (Lukas 5,8) Selten traut es sich ein Berufener zu, in Gottes Namen zu handeln und zu verkündigen. Er soll es ja auch nicht aus eigenen Kräften tun, sondern aus dem Willen und der Kraft Gottes.

Zwiegespräche mit dem berufenden Gott machen zu Weggefährten und Freunden Jesu. Weggefährten und

Freunde dessen, der das Kreuz trug. »Du sollst Fels heißen«, das war der Anfang eines Weges durch große menschliche Not, durch Zweifel, Versagen und sogar Verleugnung dessen, der rief. Die frühe Kirche verschweigt die Schwachheit des Petrus nicht.

Es kommt nicht so sehr auf die Stärke der Weggefährten Gottes, sondern viel mehr auf ihre Liebe zu ihm an: »Liebst du mich?« lautet die entscheidende Frage, bevor der Herr dem Petrus das Hirtenamt übergibt.

Wenn Gott uns ruft, sind die Gespräche nicht lang, und er schaut nicht auf den Mustermenschen.

Es wird von einem Menschen namens Nathanael berichtet, der Jesus zurückfragt: »Woher kennst du mich?« Und Jesus antwortet: »Da du unter dem Feigenbaum warst, sah ich dich.« (Johannes 1,48)

»Feigenbaum« ist so etwas wie eine Chiffre für das, was in der inneren Schicht unseres Lebens vorgeht, von der niemand etwas weiß und auch nicht wissen soll. Und genau das wird plötzlich angesprochen. Eine Situation, wie sie nur Nathanael und Jesus kennen? Sie macht deutlich: Da sind zwei auf einer Ebene miteinander verbunden, ohne dass inhaltlich preisgegeben wird, worum es geht. Es wird nichts an die Öffentlichkeit gezerrt, es wird nur angedeutet: »Da sah ich dich.« Und Nathanael hatte gedacht: Hier unter dem bergenden Feigenbaum bist du ganz allein, und hier kannst du deinen Gedanken,

deinen Worten, deinen Anklagen, deinen Träumen und deinen Tränen freien Lauf lassen...

Was würde Jesus zu uns sagen? Vielleicht: Da du nachts nicht schlafen konntest und deine Gedanken wie mit Elefantenfüßen auf dir herumtrampelten, da sah ich dich. Da du allein im Auto unterwegs warst und vor dich hing gesprochen hast, da sah ich dich.

So sind wir vor Gott angesehene Leute im Doppelsinn des Wortes: Er begehrt uns, er ruft uns; er sieht uns aber auch an, wenn sich das Innerste bei uns meldet. Auch jene Schicht der Seele ist aufgehoben und geborgen bei ihm. Wir dürfen sie ihm anvertrauen und müssen nicht alles selber machen, müssen uns nicht für gar alles selber verantwortlich fühlen. Wir dürfen unser Leben vertrauensvoll in die Hände Jesu legen. »Da du unter dem Feigenbaum warst, sah ich dich.« Das heißt doch: Aus vermeintlicher Ferne wird Nähe. Aus einem distanzier ten Verhältnis wird Freundschaft. Einsamkeit wird zur Gemeinschaft.

Gott kennt uns, und er erkennt uns. Und in beidem liegt die Verheißung: Er liebt uns. Aus dieser Einsicht wächst das Bekenntnis, das nun Nathanael für Jesus findet: »Du bist der Sohn Gottes, du bist der König Israels.« Er, der vorher so reserviert war gegenüber Jesus, sagt jetzt große Dinge von ihm. Er antwortet auf das Wort, das Gott an ihn gerichtet hat. In der Abendmahlsliturgie

hören wir etwa die Sätze: »Herr, ich bin nicht würdig, dass du unter dem Dach meines Hauses eingehst, doch sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund.« Nathanael hat dieses Wort vernommen und erwidert es dankbar.

Mit dem heiligen Augustinus können wir es aussprechen: »Herr, sag mir ein Wort, das mein Herz trifft, damit ich dich liebe.« Darauf – und nur darauf – kommt es an.

Zwiesgespräche mit Gott sind kurz, wenn er uns ruft. Sie dauern aber an, wenn wir auf seinen Ruf hören und ihm nachfolgen. Dann reden wir täglich mit Gott.

Dazu möchte ich Euch noch etwas erzählen, das mir einmal eingegeben wurde.

Ein Weiser hatte die merkwürdige Angewohnheit, sich jeden Abend um die gleiche Zeit von seinen Freunden zu verabschieden. Fragte man ihn, wohin er denn gehe, pflegte er zu erwidern, er sei noch zu einer Feier eingeladen.

Es fiel den Freunden jedoch auf, dass er sich dann stets in sein eigenes Haus begab und nicht mehr gesehen wurde. Sie rätselten und stellten die verschiedensten Vermutungen an, was es wohl mit diesem seltsamen Brauch des Weisen auf sich haben könnte.

Eines Abends vermochten sie ihre Neugierde nicht mehr zu zähmen. Sie fassten den Entschluss, ihm auf

leisen Sohlen zu folgen und sein Tun durch das Fenster zu beobachten. Und was sahen sie da? Ihr Freund kniete in seiner Kammer auf dem Boden. Er hielt seine Augen andächtig geschlossen und hatte seine Hände auf der Brust andächtig gefaltet.

Die Freunde des Weisen waren dermaßen beeindruckt ob dem Gesehenen, dass sie sich unbemerkt, wie sie gekommen waren, auch wieder von seinem Haus entfernten. Fortan wussten sie um sein Geheimnis und die Bewandnis seiner allabendlichen Feier. Sie hatten begriffen, dass er auf diese Weise aus jedem Tag ein kleines Fest für sein Leben machte, das auch ein Segen für seine Umgebung bedeutete.

Durch das Reden Gottes mit uns und durch unser Reden mit Gott wird unser Leben etwas ganz Besonderes. Wir verändern uns, und die Welt wird wunderbar, weil Gott das wirkt. Mitten in aller Hoffnungslosigkeit, mitten in allem Zerstorten wächst die Blume der Hoffnung, wenn wir Menschen mit Gott reden und wenn unsere Gespräche untereinander die Qualität echter Nähe und Wärme haben, weil wir von Gott geliebt sind, weil wir das wissen und einander verstehen wollen, voneinander lernen, einander bereichern möchten, für ein besseres Heute als es das Gestern war, für ein besseres Morgen als es das Heute ist.

Zum Schluss knappe Worte, die Jesus beim Kreuz (Johannes 19,25-27) gesagt hat. Sie zeigen, wie Gemeinschaft gestiftet und Hoffnung gegeben werden kann: Jesus sah die Mutter und neben ihr den Jünger stehen, den er lieb hatte. Er sagt zur Mutter: »Siehe, dein Sohn!« Hierauf zum Jünger: »Siehe, deine Mutter!« Und von jener Stunde an nahm sie der Jünger in sein Haus.

Predigtentwurf für einen Sonntag vor dem 26. April 2003, zum 17. Jahrestag der Tschernobyl-Katastrophe, für Green Cross Schweiz.

ALLES HAT SEINE ZEIT

Alles hat seine Zeit. Jedes Ding hat seine Stunde unter dem Himmel. Das Geborenwerden hat seine Zeit, und das Sterben hat seine Zeit. Das Pflanzen hat seine Zeit, und das Ausrodern der Pflanzung hat seine Zeit. Das Töten hat seine Zeit, und das Heilen hat seine Zeit. Das Niederreißen hat seine Zeit, und das Aufbauen hat seine Zeit. Das Weinen hat seine Zeit, und das Lachen hat seine Zeit. Das Trauern hat seine Zeit, und das Tanzen hat seine Zeit. Das Steinewerfen hat seine Zeit, und das Steinesammeln hat seine Zeit. Das Umarmen hat seine Zeit, und das Sich-meiden hat seine Zeit. Das Suchen hat seine Zeit, und das Verlieren hat seine Zeit. Das Aufbewahren hat seine Zeit, und das Wegwerfen hat seine Zeit. Das Zerreißen hat seine Zeit, und das Zusammennähen hat seine Zeit. Das Schweigen hat seine Zeit, und das Reden hat seine Zeit. Das Lieben hat seine Zeit, und das Hassen hat seine Zeit. Der Krieg hat seine Zeit, und der Friede hat seine Zeit.

Prediger 3,1-8

Ein ungelegenes Wort, ein allzu freimütiges Lachen, ein kleiner Irrtum, und schon zischt einem das Blut durch die Adern, das Gesicht wird rot. Wir erhalten Signale, die unser Verhalten negativ bewerten.

Ein passendes Wort, ein wohlwollendes Lächeln, ein schöner Erfolg, und unser Gemüt setzt sich in gelöster Entspannung, in zufriedener Ruhe. Wir erhalten Signale, die unser Verhalten positiv bewerten.

Wir kennen solche Vorkommnisse aus dem alltäglichen Leben. Wir beobachten und prüfen uns beharrlich. Wir sitzen uns selber im Nacken und halten die eigene Person mit ihren Aktionen und Reaktionen unter Kon-

trolle. Oftmals steht die Frage »Verhalte ich mich auch richtig?« im Mittelpunkt unseres Lebens. Und die Antwort orientiert sich oft am Werturteil von Mitmenschen, weil wir uns nach Akzeptanz, nach Angenommensein sehnen.

Wir spüren im zwischenmenschlichen Umgang: Es gibt das rechte Wort zur rechten Zeit; es gibt aber auch das unpassende Wort zur falschen Zeit. Da sind Augenblicke, in denen das Schweigen mehr als tausend Worte sagt. Unsere Sprache findet ihre Grenze, sie kann niemals alles mitteilen. – »Das Schweigen hat seine Zeit, und das Reden hat seine Zeit!«

Wie wir in der Kommunikation mit unseren Nächsten darauf bedacht sind, unser Handeln mit der passenden Zeit in Einklang zu bringen, so bestimmt diese Verhaltensweise das Leben überhaupt. Die Kreisläufe von Tagen, Wochen, Monaten und Jahren, die Zyklen von Tag und Nacht, Sommer und Winter, Sonnenschein und Regenguss fordern unser Tun heraus und verlangen Einsatz zu seiner Zeit. Der Bauer weiß, wann das Gras gemäht wird. Er weiß, wann das Heu eingelegt wird. Der Prophet sagt: »Es lehrte ihn sein Gott.« (Jesaja 28,26) – »Das Pflanzen hat seine Zeit, und das Ausroden der Pflanzung hat seine Zeit.«

Wenn der Weise spricht: »Mein Sohn, achte auf die rechte Zeit!« (Jesus Sirach 4,20), so will er den Heran-

wachsenden einüben in ein Leben der Harmonie von Tun und Lassen, Zeit und Unzeit.

Darin steckt Wahrheit. Wie wir uns der Zeit gegenüber einstellen, so zeigt sie uns ihre Gesichtszüge. Wenn wir die Zeit nicht kennen, wird sie uns überraschen. Sie wird uns zuweilen sogar als unerbittliche Feindin entgegentreten. Wenn wir die Zeit kennen, kommt sie mit uns des Weges und steht uns als verlässliche Freundin zur Seite. – »Alles hat seine Zeit. Jedes Ding hat seine Stunde unter dem Himmel.« – Da geht es um Harmonie, auch wenn sie nie vollkommen sein wird; da geht es um ein Zusammenwirken und ein Zusammenarbeiten der Kräfte, auch wenn es nie perfekt gelingen wird. Das meint der weise Prediger Salomo mit seiner allgemeinen Einleitung: »Alles hat seine Zeit. Jedes Ding hat seine Stunde unter dem Himmel.«

Als erstes konkretes Beispiel nennt er die Geburt und den Tod: »Das Geborenwerden hat seine Zeit, und das Sterben hat seine Zeit.« Er beginnt in seiner Aufzählung, die richtig mathematisch, geordnet, ausgewogen, harmonisch anmutet, mit dem Wichtigsten, dem Geborenwerden und dem Sterben. Die Sprache legt es uns nahe: geboren wird man, sterben tut man. Unser Weg ist ein Weg vom Passiven ins Aktive, vom Getragenwerden ins Tragen. Da sind zwei Zeitpunkte, die den Anfang und das Ende des Lebens auf Erden markieren, sagt uns der wei-

se Prediger Salomo. Und dazwischen ist eine Zeitspanne, für die wir zunehmend Verantwortung übernehmen. So merken wir es der Sprache an. Jedes Ding hat seinen Zeitpunkt, und alle Geschehnisse haben auch ihre Zeitspanne unter dem Himmel, oder eben: auf Erden. In die Zeit, das sagt uns der Prediger nüchtern und ganz sachlich, ist alles und sind alle mit hinein genommen, auch wir. Da gibt es kein Entrinnen. Das hat etwas Einordnendes an sich, wir gewinnen unseren Platz unter Gleichen. Es enthält auch eine soziale Komponente, weil dies für alle gilt, für arm und reich. Vielleicht trifft uns dieser erste Gedanke am meisten. Vielleicht ist er aber auch der wichtigste und wertvollste für uns. Ein altes koreanisches Lied, von dem mir einmal ein Studienkollege aus Südkorea erzählt hat, geht so:

Du steiler, stolzer Bergbach!

Wie stürzest du dich doch so schnell ins Tal hinunter.

Wie rauschest du unaufhaltsam von der Höhe in die Tiefe.

Wie schlängelt sich dein reines Weiß durch alle Hindernisse hindurch.

*Bergbach, du musst gar nicht so stolz und schnell fließen;
wenn du einmal im Meer angelangt bist, gibt es kein Zurück.*

Wie dieser Bergbach aus der Zeit in die Ewigkeit fließt, so gehen auch wir unseren Weg. Stolz ist nicht angebracht. Hetzen ist auch deplatziert. Mehr Genuss und Freude sind aber vonnöten! Dazu ruft eben auch der Prediger auf. Etwas, was wir in unseren Kirchen so selten hören. »Gehet hin, und genießt es!« So werden wir am Ende eines Gottesdienstes wohl kaum entlassen. »Gehet hin in Frieden, und genießt, was zu genießen ist!« So könnte es auch heißen. Das läge auf der Linie des Verfassers unseres Bibeltextes. Denn im selben Kapitel geht es so weiter:

»Alles hat Gott gar schön gemacht zu seiner Zeit, auch die Ewigkeit hat er den Menschen ins Herz gelegt. (...) Da merkte ich, dass es unter den Menschen nichts Besseres gibt, als fröhlich zu sein und es gut zu haben im Leben. Dass aber ein Mensch essen und trinken kann und sich gütlich tun bei all seiner Mühsal, auch das ist eine Gabe Gottes.«

Weiter unten wird nochmals zusammenfassend gesagt: »Jedes Ding und jedes Tun hat seine Zeit.«

Und dann wieder die eigentliche ›Prediger-Parole‹: »Es gibt nichts Besseres, als dass der Mensch fröhlich sei bei seinem Tun; das ist sein Teil.«

Wir dürfen es ihm glauben, dem großen Skeptiker und Zweifler, der am Anfang seines Büchleins komplett resigniert ausgerufen hatte: »Wie ist alles so nichtig! Wie ist

alles so nichtig! Es ist alles umsonst!« (Prediger 1,2)
Doch dann schaute er eben, was Gott gemacht hat. Er merkte, dass alles seine bestimmte Stunde und seine Zeit hat. Er erkannte das Werk Gottes, und dass Gott dabei auch an den Menschen gedacht hat. Dieses Werk steht, und Gott erneuert es jeden Tag für uns. Da ist immer wieder eine Chance, die ergriffen werden kann. Der Rahmen ist gesetzt. Es liegt auch an uns, wie wir ihn füllen. Vor vielen Jahren hat dies einmal ein Nachbar zu einem jungen Pfarrer in den Bündner Bergen so gesagt:

»Es ist im Menschenleben wie bei meinen Immi (Bienen): Ich stelle ihnen im Frühling die Rähmli in den Kasten, bauen müssen sie selber. Es ist mir, Gott gebe und bestimme jedem Menschen seinen Lebensrahmen, ausfüllen muss ihn der Mensch selber. Das Rähmli zeigt den Immi, wo sie anfangen sollen und aufhören müssen. Die Rähmli aber können sie nicht selber machen.« (Aus *Mein Nachbar Hidschi*, von Pfr. Emil Marty, 1895-96 in Klosters-Serneus GR, zitiert in: Jakob Vetsch, *Das Gotteshaus zu Serneus, Klosters* 1979, Schiers 2004).

Dazu der unvergessliche Wunsch des Matthias Claudius, den er als letzten Satz in seinem Brief »An meinen Sohn Johannes« im Jahre 1799 geschrieben hat, und mit dem ich auch diese Predigt schließen möchte:

»Sinne täglich nach über Tod und Leben, ob du es finden möchtest, und habe einen freudigen Mut; und gehe nicht aus der Welt, ohne deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Christentums durch irgendetwas öffentlich bezeugt zu haben.«

Wenn wir so leben, müssen wir nicht dermaßen gespannt sein wegen Aktionen und Reaktionen. Dann müssen wir auch nicht so abhängig sein vom Urteil anderer. Dann ruhen wir aktiv in Gottes Hand und suchen immer wieder dankbar den Gleichschritt mit der Zeit, deren Rahmen wir mit Liebe zu füllen trachten; Liebe, die aus dieser Zeit in die Ewigkeit quillt.

Predigt vom 30. April 2006, gehalten in der Paulus- und in der Matthäuskirche, Zürich.

C'est le ton qui fait la musique

Nach dem Sturmwind kam ein Erdbeben, in dem Erdbeben aber war der Herr nicht. Nach dem Erdbeben kam ein Feuer, in dem Feuer aber war der Herr nicht. Nach dem Feuer aber kam das Flüstern eines sanften Windhauchs. Als Elija das hörte, verhüllte er sein Angesicht mit seinem Mantel. Dann ging er hinaus und trat an den Eingang zur Höhle. Und siehe, da sprach eine Stimme zu ihm: Was tust du hier, Elija?

1. Könige 19,11-13

Vor vielen Jahren war ich zur Amtseinsetzung eines befreundeten Berufskollegen in die Kirche einer größeren Ortschaft im Bernbiet eingeladen. Schon früh musste man sich auf den Weg machen, und als ich am dortigen Bahnhof dem Zug entstieg, drängte die Zeit.

Die Kirche war nirgends zu sehen. Ein rettendes Taxi stand auch nicht bereit. Wohl beschrieb die Verkäuferin am Kiosk geduldig den Weg, aber da war von so vielen Rechts und Links die Rede, dass der Erfolg der Suche als eine eher unsichere Sache erschien. Es blieb nichts anderes übrig, als einfach mal drauflos zu laufen, in der Hoffnung, es komme schon gut. Und siehe da – oder eben: höre da – allmählich drang ein feines Glockengeläut an die Ohren... Dankbar hörte ich darauf und konnte mich auf dem Weg zur Kirche vom Klang leiten lassen. Der Ton wurde immer lauter und die Kirche konnte gerade noch rechtzeitig erreicht werden.

Früh schon hab ich gemerkt, dass die Glocken in St. Anna eine spezielle Rolle spielen. Liebevoll und geschickt werden sie je nach Anlass und Sonntag im Kirchenjahr bedient und stimmen in feiner Weise auf das bevorstehende Erlebnis und das Hören auf Gottes Wort ein. So habe ich das noch nirgends beobachtet. Eine hohe Kunst und eine schöne Gabe.

An meinem Arbeitsort in Sihlcity, wo früher die Papierfabrik stand, sind diese Wochen einer Glocke gewidmet. Sie stammt von 1837 und wurde durch I. Keller gegossen. Ihren Dienst versah sie einst im Wärterhäuschen. Und sie wurde zum Arbeitsbeginn und zum Arbeitsende sowie zu besonderen Anlässen getätigt.

Viele Leute vom Quartier und auch ehemalige Mitarbeiter haben ihren Klang noch im Ohr. Das geht tief. Nun hat die Kirche diese alte, bedeutungsvolle Glocke durch großzügige Beiträge der Christkatholischen Gemeinde erwerben können, und sie wird am Freitag nächster Woche als Kirchenglocke von Sihlcity eingeweiht. Die Freude darüber ist in vielen Herzen groß.

Eigenartig: Glocken rufen herbei und senden wieder aus. Sie fordern zur Bereitschaft für das Folgende auf, und sie geben wieder frei für den Weg nach Hause. Glockenklänge üben im Leben von Gemeinschaften und Einzelnen eine stabilisierende Funktion aus. Sie dienen

der Ausgeglichenheit. Sie kündigen auch den neuen Tag an.

Unsere Sprache weiß noch über die tiefere Bedeutung des Tones, wenn es heißt: »Ich habe es läuten gehört« und damit das Vernehmen einer Neuigkeit gemeint ist. Nahe erscheint uns auch die Redewendung: *C'est le ton qui fait la musique*. (»Der Ton macht die Musik«). Manchmal geht etwas nicht ohne Unterton oder nur mit Zwischentönen vonstatten, oder es kommt sogar zu Misstönen.

Spannend übrigens, haben Sie sich auch schon mal darüber Gedanken gemacht, dass die Bezeichnungen »hell« und »dunkel« für das Licht, für Farben und für Töne gleichermaßen angewendet werden? Es gibt auch die »helle« Freude oder den »dumpfen«, ja auch den »dunklen« Schmerz...

In einem bekannten Kanon von Willi Gohl heißt es: »Ein heller Morgen ohne Sorgen folgt der düsteren Nacht.«

Köstlich auch: Wenn das Geläut einmal aussetzt dann »hören« das ganz viele Leute, weil es einem fehlt. Es geht da eben um mehr als um Technik oder um Information.

Oder es sind ganz vielfältige und vielschichtige Informationen, die uns erreichen. Bei der Psychologin Regina Abt-Bächli haben im Buch *Der Heilige und das Schwein*

die Glocken eine hervorragende psychologische Würdigung gefunden. Eindrücklich wird dort dargelegt, wie Glocken dazu geeignet sind, das äußere Leben mit dem inneren zu verbinden. Sie wecken die Hellhörigkeit der Stimme, die im Menschen wohnt. Und sie halten das Wissen um das Höhere wach, das immer in Gefahr ist, vom dunklen Unbewussten wieder verschluckt zu werden.

Man vermutet heute, die ältesten Glocken habe es in China gegeben, in der Schang-Dynastie, zwischen 1600 und 1026 vor Christi Geburt.

Unser Wort »Glocke« ist dem Altirischen *clocc* entlehnt, das eben »Schelle, Glocke« bedeutet. Dies, weil irische Mönche im 5. und 6. Jahrhundert die Glocken in Europa verbreiteten.

»Hörst du die Glocken von Stella Maria« hieß ein Lied, das die Hitparaden lange Zeit anführte.

Ja, hören wir, liebe Schwestern und Brüder? Das ist schon die Frage an uns selbst. Elija war eine Gotteserscheinung (eine Theophanie) angesagt. Ich habe extra diesen Text ausgewählt für die Predigt. Im Erdbeben war er nicht. Im Feuer war er nicht. Dann aber kam das Flüstern eines sanften Windhauchs, »der Ton eines leisen Säuselns« sagt die Elberfelder-Übersetzung. Das hörte Elija. Er verhüllte sich. Er trat hinaus. Und eine

Stimme redete ihn an: »Was tust du hier, Elija?« Dazu kam also eine Audition, ein Hören Gottes.

Da schenkt mir ein Freund einen alten *Beobachter*, die Nummer 26 vom Jahr 2008, mit dem wertvollen Wort des emeritierten ETH-Professors Martin Lendi, der da schrieb: »Wir haben es nicht mit einem Gott zu tun, der uns Menschen als Marionetten behandelt, sondern mit einem, der mit uns spricht. Nur Gott selbst kann uns sagen, wer er ist. Wichtig ist, dass wir uns ansprechen lassen und mitdenken.«

Ja, Gott redet mit uns. Er spricht uns an. Auch durch Jesus Christus. Und seine Botschaft von heute an uns ist eine ganz große: Die Himmelfahrt Christi. Und dass wir hier sind und diesen Gottesdienst feiern, sagt uns: Du und ich, wir haben Anteil an Auffahrt, wir sind ein Teil von Auffahrt, wir gehören dazu, wenn Jesus zur Rechten Gottes sitzt! Er macht das auch für uns.

Und wenn immer wir in seinem Namen versammelt sind, und wo immer wir in seiner Nachfolge handeln, da ist diese Vollmacht mit uns, da ist die Christus-Kraft ganz und gar bei uns und wir mit ihr. Da dürfen wir säen und wirken und Freude daran haben – und wir dürfen der guten Früchte, die einst daraus entstehen, sicher sein.

Es kann manchmal lang gehen. Es kann sogar sein, dass wir die Früchte nicht mehr sehen, geschweige denn

davon kosten können. Aber es ist vollbracht. Es ist sicher. Und wir haben Anteil am Himmelreich. Und wir sind ein Teil davon. Weil wir zu Jesus Christus gehören und er zu uns.

Wo wir vergeben und uns vergeben wird. Wo wir empfangen und dem Bedürftigen weiterreichen. Wo wir trösten und getröstet werden. Wo wir Frieden stiften und Frieden erlangen. Dort haben wir Anteil am Erbe der Kinder Gottes. Und dort sind wir als Kinder Gottes ein Teil seines Reiches.

Predigt zu Auffahrt, 13. Mai 2010, gehalten in der St. Anna-Kapelle Zürich.

Große Augenblicke im Menschenleben

Während Apollos in Korinth war, durchwanderte Paulus das Binnenland und kam nach Ephesus. Dort traf er einige Jünger und fragte sie: »Habt ihr den Heiligen Geist empfangen, als ihr gläubig wurdet?« Sie antworteten ihm: »Nein; wir haben nicht einmal gehört, dass es den Heiligen Geist gibt.«

Er fragte weiter: »Wie seid ihr denn getauft worden?« Sie antworteten: »Mit der Taufe des Johannes.« Da erklärte Paulus: »Johannes spendete eine Taufe zur Buße und mahnte das Volk, an den zu glauben, der nach ihm komme, das heißt an Jesus.« Als sie das hörten, ließen sie sich auf den Namen des Herrn Jesus taufen.

Paulus legte ihnen die Hände auf, und der Heilige Geist kam auf sie herab. Sie redeten in Sprachen und weissagten. Es waren im ganzen ungefähr zwölf Männer.

Apostelgeschichte 19,1-7

Das Pfingstfest ist eine der wenigen Gelegenheiten, wo wir an das Wirken des Heiligen Geistes erinnert werden. Die ersten beiden Artikel des Glaubensbekenntnisses, Gott Vater und Sohn, erfreuen sich jedenfalls größerer Beliebtheit als der dritte Artikel, Gott Heiliger Geist.

Da ist also »Gott, der Vater, der Allmächtige, Schöpfer Himmels und der Erden«. An einen solchen Gott zu glauben bietet zur schönen Frühlings- und Sommerzeit nicht überaus große Schwierigkeiten. Wir sehen ein, dass die ganze Ordnung um uns herum aus einer gewaltigen Urkraft geschaffen sein muss. Vegetation und Lebe-

wesen, Seen und Flüsse, Fluren und Berge, Täler und Höhen zeugen von der Macht göttlicher Schöpfung.

Da ist »Jesus Christus, sein eingeborner Sohn, unser Herr, der empfangen ist von dem Heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria, gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuzigt, gestorben und begraben, niedergefahren zur Hölle, am dritten Tag wieder auferstanden von den Toten, aufgefahren gen Himmel, sitzt zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters, von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten.«

Bereits dieser zweite Glaubenssatz wird von vielen Mitchristen nur noch bedingt akzeptiert. Es wird etwa gesagt, dass es sich hier um bildhafte Darstellungen handelt, und es wird nicht mehr nach der geistigen Bedeutung gefragt. Manche fortschrittlichen Theologen ziehen die Jungfrauengeburt in Zweifel, lassen die Auferstehung weg, bestreiten das jüngste Gericht, und dann fällt auch der Titel des Gesalbten, des Christus, dahin. Nach dieser regelrechten Demontage bleibt irgend ein lieber Mann namens Jesus zurück, der uns zur Güte aufruft. Von Glaube kann da nicht mehr die Rede sein.

Gerade dort, wo auf diese Weise mit dem Glaubensbekenntnis umgesprungen wird, greift beim dritten Glaubenssatz zum Heiligen Geist nicht geringe Ratlosigkeit um sich. Da geht es um den »Heiligen Geist, eine heilige, allgemeine christliche Kirche, die Gemeinschaft der

Heiligen, Vergebung der Sünden, Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben.« Da bleibt dann höchstens noch die Kirche als ein altmodischer Dienstleistungsbetrieb übrig, den man je nach Bedarf in Anspruch nimmt oder eben nicht, die Kirche, in der sich nichts ereignen darf und die darum ja auch langweilig ist, die tote Kirche, die als ein Relikt aus einer guten alten Zeit, die so gut nun auch wieder nicht immer war, noch im Quartier, im Dorf oder in der Stadt herumsteht.

Das erinnert an jenes Jüngerschärchen, das in Ephesus herumstand, als Paulus auf seiner dritten Missionsreise dort Einzug hielt. Er hat ihnen angesehen, dass sie irgendwie anders sind, dass sie Glauben in sich tragen, Hoffnung auch, und dass sie Gutes tun. Und doch schien ihnen etwas zu fehlen. Darum spricht er sie an: »Habt ihr den Heiligen Geist empfangen?« Und er bekommt zur Antwort: »Nein, wir haben nicht einmal gehört, dass es den Heiligen Geist gibt.« Sie meinten damit, keine Kenntnis davon zu haben, dass sich die Verheißungen des Alten Testaments nunmehr erfüllt haben. »Wie seid ihr denn getauft worden?« fragt Paulus weiter, um der Sache auf den Grund zu gehen. »Mit der Taufe des Johannes«, sagen die Jünger, worauf Paulus verkündigt: »Johannes spendete eine Taufe zur Buße und mahnte das Volk, an den zu glauben, der nach ihm komme, das heißt an Jesus.« Johannes war derjenige, der die Buße,

die Umkehr, predigte, der die Ohren für das Gottesreich öffnete, der die Herzen für das Kommen des Gottessohnes vorbereitete. Er sagte von sich selber: »Ich taufe euch mit Wasser; es kommt aber der, welcher stärker ist als ich, und ich bin nicht würdig, ihm die Riemen seiner Schuhe zu lösen. Er wird euch mit heiligem Geist und mit Feuer taufen.« (Lukas 3,16) Erst mit Jesus Christus ist die Verheißung erfüllt und das Reich Gottes angebrochen. Erst mit ihm ist Gott selber uns erschienen. Als die Jünger »das hörten, ließen sie sich auf den Namen des Herrn Jesus taufen. Paulus legte ihnen die Hände auf, und der heilige Geist kam auf sie herab. Sie redeten in Sprachen und weissagten. Es waren im ganzen ungefähr zwölf Männer.«

Was jenen fehlte, so habe ich den Eindruck, fehlt oft auch uns. Wir stehen da und warten auf etwas Großes, aber wir wissen nicht, dass es schon geschehen und unter uns ist. Wir wollen Buße tun, anders werden, umkehren. Wir sind guten Willens. Aber wir wissen nicht, dass diese Veränderung mit dem vollen Glauben zu tun hat. Wir setzen zu wenig auf den Heiligen Geist. Das zeigt dieser Text: Es besteht ein tiefer Zusammenhang zwischen Glaube, Geistesgabe und Taufe. Da gehören die drei Abschnitte des Glaubensbekenntnisses zusammen, Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist. Wo das eine geschmälert wird, werden auch die anderen nicht mehr viel hergeben.

Der Glaube wird stumpf und leer. Die Hoffnung schwindet. Die Kraft der Liebe erlahmt. Wie bei morschen, ausgehöhlten Bäumen, die beim nächsten Sturmwetter fallen.

Dazu möchte ich die Geschichte von der gefährlichen Küste (nach Theodore O. Wedel) erzählen, an der vor Zeiten ein paar Leute eine Rettungsstation für Schiffbrüchige aufbauten. Nur ein einziges Boot gehörte dazu. Mit diesem wagte sich die kleine, mutige Mannschaft immer wieder, bei Tag und Nacht, auf das Meer hinaus, um Menschen in Seenot zu retten. Es dauerte nicht lange, bis der kleine Stützpunkt allgemeine Bekanntheit erlangte. Viele der Geretteten und auch andere Leute aus der Umgebung waren gern bereit, die armselige Station mit Zuwendungen zu unterstützen. Die Zahl der Gönner nahm ständig zu. Die Rettungsstation wurde großzügig ausgebaut, immer schöner und komfortabler. Allmählich wurde sie zu einem beliebten Aufenthaltsort und diente schließlich als eine Art Clubhaus. Es entstand eine Kontroverse, ob man überhaupt noch ausfahren solle, um Schiffbrüchige zu retten, weil das doch mit Unannehmlichkeiten verbunden und dem Clubbetrieb hinderlich sei.

Ein paar Leute, die der ursprünglichen Aufgabe nachgingen, trennten sich sogar und errichteten unweit entfernt mit geringen Mitteln eine neue Rettungsstation.

Doch auch sie erfuhr nach einiger Zeit dasselbe Schicksal: Ihr guter Ruf verbreitete sich schnell. Es fanden sich wieder Gönner ein, und ein neues Clubhaus entstand. Es kam zur Gründung einer dritten Rettungsstation. Aber auch da wiederholte sich dasselbe. Wer heute diese Küste besucht, so wird berichtet, findet längs der Uferstrasse eine beträchtliche Reihe exklusiver Clubs. Immer noch wird die gefährliche Küste vielen Schiffen zum Verhängnis, aber darum kümmert sich fast niemand mehr.

Von Menschen, in deren Leben der Heilige Geist eine Rolle spielt, und von einer Kirche, die mit dem Heiligen Geist erfüllt ist, darf man mehr erwarten als Beschaulichkeit. Der Komponist und Pianist Franz Liszt wurde einmal von einem Armeeangehörigen gefragt, ob er auch schon mal in einer Schlacht mitgekämpft habe? Liszt antwortete ihm, der so geringschätzig gefragt hatte: »Wenn es im Leben des Menschen keine großen Augenblicke gäbe, würde es sich nicht lohnen, es zu verteidigen.« Pfingsterlebnisse sind große Augenblicke, die zu verteidigen es sich lohnt, auch wenn das unbekümmerte, schöne Leben dadurch gestört wird.

Pfingstpredigt 2006, gehalten in der Wasserkirche (3. Juni) und in der Matthäuskirche (4. Juni) Zürich.

Zum Rosenmonat Juni

Gott liebte die Menschen so sehr, dass er seinen einzigen Sohn hergab. Nun wird jeder, der sein Vertrauen auf den Sohn Gottes setzt, nicht zugrunde gehen, sondern ewig leben.

Johannes 3,16

Im Rosenmonat Juni möchte ich das, was ich Euch heute morgen mit auf den Weg gebe, durch die Rose sagen: Gott liebt Dich!

Von der Liebe Gottes zu uns Menschen, die uns in Jesus von Nazareth erschienen ist, wird in der Kirche viel geredet. Jede Sonntagspredigt, jede Festzeit im Jahreskreis spricht davon. Und es wird nicht nur davon geredet: Was wäre unsere Gesellschaft und das Leben in der weiten Welt ohne die tätige Liebe, die in den zahlreichen Einrichtungen von Diakonie und Caritas eine beredete Sprache von der Liebe Gottes zu uns Menschen spricht! Auch das darf einmal gesagt sein: Die Kirchen und christlichen Gemeinschaften waren und sind Initianten und Träger vieler sozialer Einrichtungen, die im Dienste des benachteiligten und leidenden Mitmenschen stehen und die Liebe Gottes zu allen Menschen bringen möchten.

Schauen wir uns eine Rose an: Zarte Blütenblätter, scheinbar eines wie das andere, schließen sich fest und

sanft zugleich um die Staubgefäße. Ob die Blume eben erblüht oder bereits ihre reife Pracht voll entfaltet hat, erfahren wir an der Stellung und Färbung ihrer Blütenblätter. Keine Rose ist genau gleich wie die andere. Jede sieht bei genauerer Betrachtung wieder etwas anders aus. Egal, welche Farbe unsere Rose auch haben mag, sie gilt als die Königin unter den Blumen!

Die Rose, ein vollkommenes Abbild der Schönheit aus Gottes Garten, ist seit alters her ein Symbol der Ehrerbietung, der Achtung und der Liebe.

Lasst es mich heute morgen ganz persönlich sagen: Gott liebt Dich! Es ist schön, dass Du da bist, dass es Dich gibt. Und wenn ich gefragt werde, woher ich diese Gewissheit nehme, dann darf ich auf die Bibel verweisen. Sie ist voll von Geschichten, Ereignissen, Situationen, Bildern, welche die unendliche Liebe Gottes zu uns Menschen deutlich machen. Und es ist nicht einfach nur der Mensch als solcher gemeint, sondern auch der Einzelne: Du und ich, wir konkreten Menschen. Darum redet das Alte Testament vom Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Und das Neue Testament weiß zu berichten:

»Gott liebte die Menschen so sehr, dass er seinen einzigen Sohn hergab. Nun wird jeder, der sein Vertrauen auf den Sohn Gottes setzt, nicht zugrunde gehen, sondern ewig leben.« (Johannes 3,16)

Das ist die größte Liebesgeschichte aller Zeiten! Sie zeugt von der Liebe Gottes zu uns Menschen. Und sie zeigt uns den Weg zum Heil, zum ewigen Leben. Zuerst tut Gott etwas: Er gibt seinen Sohn zum Leben. Dann wird gesagt, was wir tun sollen: Wir dürfen unser ganzes Vertrauen auf den Sohn Gottes, Jesus von Nazareth, Jesus den Christus, setzen, dann werden wir nicht zugrunde gehen, sondern ewig leben! Ewiges Leben durch Vertrauen, durch Glauben; ewiges Leben aus der Liebe Gottes; ewiges Leben unverdient und geschenkt, gratis, aus Gnade. Ewiges Leben, weil Gott uns liebt, weil er uns seinen Sohn zum Leben gegeben hat und weil wir unser ganzes Vertrauen auf ihn setzen.

Es mag sein, dass diese Antwort von einigen als zu allgemein empfunden wird. Dann gönnen wir uns doch ein paar Minuten der Stille, ganz allein zusammen mit einer Rose. Schauen wir still in die erblühte Rose hinein, und halten wir inne: Gibt es nicht auch in meinem Leben Spuren von der Liebe Gottes zu mir? Gibt es nicht auch in meinem Leben Augenblicke, in denen ich dankbar empfinde: Wie schön, wie gut, dass ich auf der Welt sein darf! Oder: Vielleicht hat das auch schon einmal jemand zu uns gesagt: Wie gut, dass es Dich gibt! Wie manches Mal wurden wir bewahrt, durch kräftige und mächtige Schutzengel des Herrn. Wie manches Mal wurden wir geführt und haben es vielleicht nicht einmal gemerkt.

Die Spuren der Liebe Gottes in unserem Leben zu suchen, dazu möchte uns die Rose verhelfen.

Unser Blick wandert nun von der prächtigen, gegen oben offenen Blüte zu den Stacheln am Stiel der Rose. Wir müssen aufpassen, dass wir uns an ihnen nicht verletzen. Sie erinnern mich an die Dornenkrone des Gekreuzigten, an sein Leiden für uns, aber auch an die Verletzungen, Wunden und Narben, die wir in unserem Leben erfahren haben. Sie gehören zum Leben. Niemand wird davor verschont. Der Mystiker Meister Eckhard kleidete diese Erfahrung um das Jahr 1308 in die Worte: »Das schnellste Tier, das uns trägt zur Vollkommenheit, ist das Leiden.«

Die Stacheln der Rose kommen von der ursprünglichen Rose, der Wildrose her, die sich mit den Dornen gegen Zugriffe schützt. Die Schönheit und die Verwundbarkeit unseres Lebens, beides gehört zusammen. Was Stacheln, Verletzungen und Wunden, was das Leiden in unserem Leben mit der Liebe Gottes zu tun haben, bleibt oft ein Geheimnis. Immerhin mahnen die Dornen zum sorgsamem Umgang mit der zarten Blume. Dem Leben wohnt eine Feinheit, eine Zerbrechlichkeit inne. Daher heißt es: Aufgepasst! Tragt einander Sorge, seid zärtlich, denn Liebe und Wahrheit schließen einander nicht aus. Und wo das Leiden unabwendbar bleibt, da mag es manchmal so sein, wie es Menschen immer wieder be-

schreiben: Ich lebe mein Leben anders als vorher, bewusster, nicht mehr so oberflächlich. Oder: Ich bin anders geworden, reifer, ausgeglichener, aufgeschlossener. Oder: Endlich habe ich den Mut zu positiven Veränderungen in meinem Leben bekommen, ich kann nun die Vergangenheit loslassen und neu in die Zukunft schauen.

Die Rose will uns sagen: Beides gehört in unserem Leben zusammen: das Schöne und das Schwere. Beides macht unser Leben aus. Wir sollen uns aber nicht darüber ärgern, dass der Rosenstrauch über so störende Dornen verfügt, sondern wir sollen uns daran freuen, dass der Dornenstrauch so schöne Rosen zeigt!

Gott möchte uns in unserem Leben begleiten durch die heiteren und trüben Zeiten, einen jeden auf seine Weise. Das ist seine Liebe zu uns Menschen. Er möchte uns aber mit seiner Güte auch immer wieder zur Freude führen, damit wir uns des Lebens freuen und ihn loben und preisen dürfen. Das ist seine Gnade für uns Menschen.

Und weil Gott uns ganz praktisch im Nächsten begegnet, dürfen wir einander wohl tun und einander hie und da sagen: Wie gut, dass es Dich gibt! Wir dürfen einander aufbauen, im guten Sinn stützen und kräftigen auf dem Weg zu Gott.

Es ist so schlimm was Neid, Geiz, Bosheit, Kleinherzigkeit und Unglaube anrichten. Lasst uns all dem unseren Glauben, unser Vertrauen, unsere Liebe entgegenhalten, die wir täglich neu aus der Liebe Christi schöpfen. Lasst uns nicht geizen mit der Liebe, denn Gott hat uns als erster geliebt, so sehr, dass er seinen einzigen Sohn gab, uns zum Heil und zum ewigen Leben! Darauf vertrauen wir, daran glauben wir.

Zum Schluss einige Meditationsworte nach einem Liedtext von Uwe Seidel:

*Keinen Tag soll es geben,
an dem Du sagen musst:
Niemand ist da, der mich hält.*

*Keinen Tag soll es geben,
an dem Du sagen musst:
Niemand ist da, der mich schützt.*

*Keinen Tag soll es geben,
an dem Du sagen musst:
Niemand ist da, der mich liebt.*

*Der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft,
bewahre Dein Herz und alle Deine Sinne
in Jesus Christus, unserm Herrn.*

Predigt vom 5. Juni 2005, gehalten in der Kirche von Matthäus-Zürich.

Fremdlinge? – Gäste in Jesus Christus!

Abraham wohnte bei den Terebinthen von Mamre, da erschien ihm der Herr wieder. Abraham saß in der heißen Mittagszeit am Eingang seines Zeltes, als er plötzlich drei Männer bemerkte, die auf ihn zukamen. Sofort sprang er auf, lief ihnen entgegen, verneigte sich bis zur Erde und bat: »Mein Herr, bitte schenk mir deine Aufmerksamkeit, und geh nicht einfach weiter! Ich lasse Wasser holen für eure Füße, ruht euch solange unter dem Baum aus; ich Sorge für das Essen, damit ihr gestärkt weitergehen könnt! Ihr sollt nicht umsonst bei mir vorbeigekommen sein!« – »Einverstanden«, sagten die drei, »tu, was du dir vorgenommen hast!«

Abraham lief ins Zelt zurück und rief Sara zu: »Schnell! Nimm eine große Schüssel vom besten Mehl, das wir haben, und backe davon einige Brotfladen!« Er lief weiter zu seiner Rinderherde, wählte ein zartes, gesundes Kalb aus und befahl seinem Knecht, es so schnell wie möglich zuzubereiten. Den fertigen Braten bot er dann seinen Gästen mit Sauerrahm und Milch an. Sie saßen im Schatten des Baumes, und während sie aßen, bediente Abraham sie.

1. Mose 18,1-8

Das Hilfswerk der Evangelischen Kirchen Schweiz, kurz gesagt HEKS, hat mich vor einiger Zeit darum gebeten, die Predigtbausteine für den diesjährigen Flüchtlingssonntag zuzubereiten. Ich habe das gerne gemacht. Am nächsten Samstag kommt er nun, der Flüchtlingstag, und heute in einer Woche ist Flüchtlingssonntag.

Aus diesem Grunde achtete ich mich in den vergangenen Monaten immer ein bisschen auf Stichworte, Gedanken und Bilder zu diesem Thema und war sensibilisiert. Da betrat ich am Pfingstsonntag das Jan-Hus-Haus im

nahen deutschen Konstanz, wo der Gottesmann seine letzten Tage in Freiheit vor seiner Verhaftung und schließlich seiner Verurteilung als Ketzer und seiner Hinrichtung am Konzil zugebracht hatte. Besucher aus seinem tschechischen Heimatort Husinec waren am Pfingstsonntag auch im Hus-Haus und haben seine letzte Wohnstätte mit großem Interesse studiert. Von ihrem böhmischen Dorf Husinec hat der christliche Reformator und Märtyrer seinen Familiennamen Hus.

Da fällt – immer auf dem Hintergrund des kommenden Flüchtlingssonntages – in einem Raum voller schön angebrachter Wandsprüche mein Blick auf einen Vers, den ich Ihnen mitgebracht habe und den ich nun lese:

*Darum rufe ich
das Gewissen an
und sage: Sollte ich einen Fremdling,
aus welchem Land er auch käme
in seiner Tugend erkennen und sehen,
dass er Gott mehr liebt und nach dem
Guten trachtet mehr als mein
eigener Bruder, er wäre
mir lieber als ein Bruder.*

So, da entscheidet also nicht die Herkunft, sondern die Gottesliebe und der Wille zum Guten. Das ist auch eine Sicht der Dinge. Das Überraschende für mich liegt nun

aber daran, wie sehr dieser Satz auch mich beschämt hat! Hand aufs Herz: Wo liegen unsere Prioritäten wirklich? Ist uns das Rot auf dem Schweizer Pass nicht doch noch ein bisschen näher als das Rot des Blutes unseres fremden Bruders oder unserer fremden Schwester? »Darum rufe ich das Gewissen an«, wird der Gedanke sorgsam eingeleitet. »Darum rufe ich das Gewissen an.« – »Das Gewissen.« Haben wir anderes mehr gepflegt? Und es nicht einmal gemerkt?

Der einzigen afrikanischstämmigen Mitarbeiterin der Kirche in Sihlcity habe ich von meinem HEKS-Auftrag erzählt, und sie hat einige Worte beige-steuert, die mich gerade nochmals verblüfft haben, unter dem Titel »Herzensfamilie«. Ich lese ihre Worte:

»Der Mensch ist verbunden mit seinem eigenen Fleisch und Blut. Manchmal sehe ich aber bei Menschen, dass ihnen gewisse Menschen näher sind als ihre eigenen Familienmitglieder. Aus verschiedenen Gründen tragen sie Menschen in ihren Herzen wie 'Familienmitglieder', die nicht aus Fleisch und Blut sind, sondern aus Liebe.

Der Geist der Sihlcity-Kirche, dass jeder willkommen ist und ein Seelsorgegespräch bekommt oder auch einfach verweilen kann, berührt verschiedene Leute in ihrem Glauben und Herzen und gibt ihnen Lebenssinn. Menschen aus unterschiedlichen Kulturen, die im tiefen Herzen zu Gottes Familie gehören.«

Gehören wir dieser Herzensfamilie an, sind die Gottesliebe und der Wille zum Guten entscheidend – oder laufen bei uns die Entscheidungen ganz anders, etwa nach Nationalität und dann auch noch nach Rechtgläubigkeit? Laufen unsere Entscheidungen über den Kopf, oder auch über das Herz? Wird da die unendliche Gnade und Güte, die wir empfangen haben, zur Kenntnis genommen und weitergereicht? Ich bin mir da bei Gott (!) selber nicht mehr sicher und frage und rufe nun auch das Gewissen an, wie es im Hus-Haus zu Konstanz einleitend zu jenem Gedanken über den fremden Bruder geschrieben steht.

Da kommt mir der berühmte Vers des Hebräerbriefes (13,1-2) in den Sinn, wo von den Nahen und den Fernen die Rede ist, eine Stelle, welche die neue Übersetzung unserer Zürcher Bibel sehr schön beschreibt: »Die Liebe zu denen, die euch vertraut sind, bleibe! Die Liebe zu denen, die euch fremd sind, aber vergesset nicht! So haben manche, ohne es zu wissen, Engel beherbergt.«

Gemeint sind da etwa Abraham und Sara bei den Terebinthen von Mamre, den Eichen, die ja selber so vielen Lebewesen Gastort geben. Als die drei Männer am Eingang des Zeltes standen, redete Abraham zum Herrn und von Gnade, und als ihm die Möglichkeit zur Gastfreundschaft geboten wurde, ward es ja so schnell ganz konkret: Wasser für die Füße, Ruhe unter dem Baum; dann Brot,

Kalbfleisch, Butter und Milch zur Stärkung für die Weiterreise – und das alles im wohltuenden Schatten des Baumes.

Liebe geht durch den Magen, auch die Gemeinschaft und die Liebe in Gott und unserem Herrn Jesus Christus! Ich mag diesen Text. So kann man's machen, so kann man's leben. Eine Anleitung zum Glücklichen. Glaubensgewissheit schwingt da mit, Vertrauen ins eigene Sein in Gott. Da sind keine theologischen und dogmatischen Dispute nötig. Wohl aber das Angebot, das Holen des Wassers, das Zubereiten von Brot und Kalb, von Butter und Milch.

Zu Beginn des nächsten Kapitels ist dann von Engeln die Rede, von Boten. Das ist doch auch ein Ansatz von Christentum, ob wir einander gute Boten, Engel sein können auf unserem Lebensweg. Teilen wir das Brot miteinander, sind wir Brüder und Schwestern im Glauben einander auch »Kumpanen«, das heißt »Mit-Brötler«, wie der Schweizer Franziskaner Anton Rotzetter einmal eindrücklich dargelegt hat? – Wenn wir das tun, ist Christus ganz und gar mit dabei. Dann erfüllt er uns nicht nur mit leiblicher, sondern auch mit geistlicher Freude und mit Frieden.

Predigt vom Sonntag, den 14. Juni 2009, gehalten in der St. Anna-Kapelle Zürich.

Die Ähnlichkeit der hebräischen Worte Himmel (Schamajim) und Mutterbrüste (Schadajim)

Sie brachten aber auch die Kindlein zu Jesus, damit er sie anrühren möchte. Als die Jünger das sahen, schalten sie sie. Jesus aber rief sie zu sich und sprach: »Lasset die Kinder zu mir kommen und wehret es ihnen nicht. Denn solchen gehört das Reich Gottes. Wahrlich, ich sage euch: Wer das Reich Gottes nicht annimmt wie ein Kind, wird nicht hinein kommen.«

Lukas 18,15-17

»Auf den Säuglingen im Lehrhaus«, so sagt die jüdische Überlieferung, »steht die Welt.« Ja, auf den Säuglingen im Lehrhaus steht die Welt. Die Welt steht auf den Kindern, auf ihrem Lachen und Weinen, ihrem Spiel und Streit, ihrer Offenheit fürs Leben, ihrer Lern- und Wissbegierde, ihrem Wissen um die Abhängigkeit von der Nahrung der Mutter.

Die Welt steht auf den Kindern. Sie steht und fällt mit den Kindern. Nicht nur in dem Sinne, dass die Kinder die Zukunft dieser Welt sind. Sie sollen auch ihre Gegenwart bestimmen, denn sie bringen eine lebenswichtige, neue Dimension in unser Dasein ein: Sie lehren uns Erwachsene das Vorwärtsblicken und vor allem das Aufwärtsschauen. Sie lehren uns die Abhängigkeit von und die Beziehung zu einem Größeren, der uns die Nahrung für Körper, Geist und Seele gibt.

Damit greifen Kinder in unser Leben ein. Sie sind lebendige Hinweise auf das, was wir dringend nötig haben, nämlich die Kraft und die Leitung durch einen Höheren, die Fürsorge und die Obhut Gottes. Darauf eigentlich steht die Welt. Damit steht und fällt unsere Welt. Es ist entscheidend, ob wir offen sind für die Hilfe von Gott. Es ist entscheidend, ob wir bereit sind, aus der Beziehung zum lebendigen Herrn die Kräfte für die Entfaltung unseres Lebens auf Erden zu schöpfen. Wie es die Kinder auch uns als Eltern und Erwachsenen gegenüber tun. Der Blick des Kindes zum Erwachsenen lehrt uns den Blick auf Gott. Sein Vertrauen zu uns lehrt uns das Vertrauen in unseren Schöpfergott, in unseren Behüter und Erlöser. Deshalb sagt unser Herr und Bruder Jesus Christus mit klaren Worten: »Wer das Reich Gottes nicht annimmt wie ein Kind, wird nicht hineinkommen.« (Lukas 18,17)

Erschütternd wirkt nun die Tatsache auf die der jüdische Mystiker Friedrich Weinreb (1910-1988) hingewiesen hat, dass die Weisheit der alten hebräischen Sprache das Wort für Himmel ganz nahe am Wortklang für Mutterbrüste ansiedelt. Lasst uns unvoreingenommen auf die Tonfolge der beiden hebräischen Worte der Bibel hören: Himmel, *Schamajim*. Mutterbrüste, *Schadajim*. Wortklang und Schriftbild von *Schamajim* und *Schadajim* sind ähnlich, beide so einladend und lieblich.

Übrigens sind beide ursprüngliche Plurale: Die Himmel, die Mutterbrüste. Und man liest die hebräische Schrift von rechts nach links.



Das Wort für Mutterbrüste, *Schadajim*, will den Leser und Hörer der Bibel offensichtlich an die Kraftquelle im Himmel, *Schamajim*, erinnern, die ihm offen steht und auf die er für ein wahres und unvergängliches Leben angewiesen ist. Sachte, unaufdringlich weist uns die Sprache der Heiligen Schrift des Alten Testaments den Weg zu jenem Ort, wo wir Geborgenheit und Schutz erfahren, wo wir genährt und gestillt werden, ja, wo die Sehnsucht, die in uns brennen möchte, Stillung erfährt. Es ist der Himmel, wo Gott wohnt, das Reich Gottes, das uns nährt und unseren tiefsten Hunger zu stillen vermag.

Wir erinnern uns, dass Gott für sein Volk Israel bei der Wanderung durch die Wüste Brot vom Himmel regnen ließ (2. Buch Mose 16,4). Er hat sein Volk damit für dieses irdische Leben gespiesen. Und im Evangelium, wo Jesus sagt, er und der Vater seien eins, im Johannes-Evangelium Kapitel 6 stellt sich Jesus gar selbst drei mal als das Brot des Lebens vor: »Ich bin das Brot des Lebens. Wer zu mir kommt, wird nicht hungern, und wer

an mich glaubt, wird nimmermehr dürsten.« (Vers 35) – »Ich bin das Brot des Lebens.« (Vers 48) – »Ich bin das lebendige Brot, das aus dem Himmel herab gekommen ist. Wenn jemand von diesem Brot isst, wird er in Ewigkeit leben.« (Vers 51) Drei Mal: »Ich bin das Brot des Lebens.« Drei Mal, eine Zahl der Erfüllung: Am dritten Tag ist Jesus von den Toten auferstanden. Und unser Gott ist ein dreieiniger Gott: Vater, Sohn und Heiliger Geist.

Dieses Brot aus dem Himmel ist nicht nur für das irdische Leben, sondern für das ewige Leben bestimmt. Es führt uns ins echte Leben im Reich Gottes. Es lässt uns in der Zeit schon Ewigkeit erfahren, auf der Erde schon Reich Gottes spüren, indem eine neue, andere Dimension in unser Leben eingreift.

Schadajim heißt also Mutterbrüste. Und *El Schaddaj* bildet einen Gottesnamen im Alten Testament. Ist dies Hinweis auf einen ehemals verehrten Fruchtbarkeitsgott, oder eher eine einstige Fruchtbarkeitsgöttin? Wie dem auch sei, da gibt es sprachliche Querbezüge, die seelisch empfundene Zusammenhänge nahe legen.

Wir dürfen uns jetzt fragen, was unser Leben fruchtbar gestaltet und worauf unsere Welt gründet. In neuerer Zeit wird die Auswirkung der Kräfte des Kosmos, des Alls, des Himmels auf das Leben der Erde wieder entdeckt. Wir können uns dieses immense Kraftpotenzial

fruchtbar machen, wenn wir uns ihm öffnen und in Harmonie mit den zeitlichen Kräften leben. Viele finden das im Betreiben einer Sportart, andere beim passionierten Malen von Bildern, wieder andere im Lesen von spannender Lektüre, im Schauen von hinreißenden Filmen oder in der Hingabe an ein geliebtes Spiel.

Darüber hinaus aber lehrt uns die Bibel das Vorhandensein noch ganz anderer himmlischer Kräfte, die wir unserem Leben auch erschließen können, wenn wir unsere Herzen vertrauensvoll öffnen. Die Kinder können es uns lehren. Damit sind die Kräfte des Glaubens gemeint, die Kräfte der Hoffnung und der Liebe, die Nahrung für Geist und Seele, die uns bleibende Werte schenken, welche uns nicht mehr entrissen werden können. »Der Mensch lebt nicht vom Brot allein«, steht im 5. Buch Mose 8,3. Und Jesus sagt in seiner Bergpredigt, wir sollen uns »Schätze im Himmel« sammeln, »wo weder Motte noch Rost sie zunichte machen und wo Diebe nicht einbrechen und stehlen«, wie es aufgeschrieben steht im Evangelium nach Matthäus 6,20.

Das Gelingen unseres Lebens wird davon abhängen, ob wir unsere Sehnsucht auf das Himmelsbrot ausrichten können und sie von daher stillen lassen, oder ob wir unsere Sehnsucht ständig mit Ersatz abpeisen und sie dadurch vergrößern und ihre zerstörerische Wirkung fördern. Sehnsucht, die auf Gott ausgerichtet ist, wird

fruchtbar und führt zum Frieden. Sehnsucht aber, die auf diese Welt ausgerichtet ist, führt zu Neid, Hass, Streit und Zerstörung.

In Gott und in der Gemeinschaft Christi gestillter Hunger ist positiv. Wir spüren dies in unseren Liedern und Gebeten der Gottesdienstfeiern oder anlässlich der Essensgemeinschaft in der christlichen Gemeinde. Dies baut auf. Wie hieß es doch am Anfang der Predigt: »Auf den Säuglingen im Lehrhaus steht die Welt.« Das bedeutet auf jenen, die das Brot im Wort Gottes suchen und finden, auf jenen, welche die Kraft für ihr Leben aus der unendlichen Kraft Gottes und seiner Gemeinschaft sich schenken lassen, auf jenen, die wie die Kinder vorwärts und aufwärts blicken. Auf jenen steht die Welt, die vertrauensvoll glauben, hoffen und lieben.

Predigt vom 18. Juni 2006 in der Kirche von Matthäus-Zürich.

Der Schatz im Acker

Das Reich der Himmel ist gleich einem im Acker verborgenen Schatz, den ein Mensch fand und wieder verbarg. Und in seiner Freude geht er hin und verkauft alles, was er hat, und kauft jenen Acker.

Matthäus 13,44

Wie haben wir es mit Schätzen? Welchen Umgang pflegen wir mit ihnen? Wo setzen wir unsere Prioritäten? Was hat in unserem Leben Gewicht?

Jesus hat klare Worte gesprochen. Wir lesen in seiner Bergpredigt (Matthäus 6,19ff.):

»Sammelt euch nicht Schätze auf Erden, wo Motte und Rost sie zerfressen, wo Diebe einbrechen und stehlen. Sammelt euch vielmehr Schätze im Himmel, wo weder Motte noch Rost sie zerfressen, wo keine Diebe einbrechen und stehlen. Denn wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz ... Niemand kann zwei Herren dienen. Denn entweder wird er diesen hassen und jenen lieben, oder er wird sich an jenen halten und diesen verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.«

Ja, es klingt nach in mir: »Wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz.« Das ruft uns Jesus klar zu, in Sorge um unsere Seelen. Und: »Niemand kann zwei Herren dienen.« Das heißt wohl nicht, dass wir nachlässig sind mit irdischen Gütern, die wir ja auch Gott verdanken, der sie

möglich gemacht und geschaffen hat. Das heißt wohl nicht, dass wir die Hände in den Schoss legen und meinen, unser Nachdenken und unsere Arbeit seien nicht nötig. Aber es ist klar, was zuerst kommt und was nachher; es ist klar, was die Ursache ist und was die Folgen sind. Wie sagte es einst Alphons Maria di Liguori:

»Nur eines ist nötig, und das ist nicht Schönheit, nicht Gesundheit, nicht Talent. Das ist die Rettung der Unsterblichkeit unserer Seelen.«

Nun aber zum Schatz im Acker: »Ds Bettle versuumet« würden wir vielleicht sagen, wenn wir jenen Mann sähen, wie er den Acker bestellt. Er ist ein Tagelöhner, der im Dienst eines anderen den Acker umgräbt. Dichterpfarrer William Wolfensberger stellte sich das Gelände so vor:

»Außerhalb des Dorfes, recht abgelegen und an einer ungeschickten Halde, lag der Acker. Er lag schon Jahre und Jahre brach, und es ist nur zu gut verständlich, dass ihn keiner mochte. Zum ersten war er fest eingewachsen, es wucherte auf ihm ein Wald von Unkraut. Die spitzen Blaudisteln waren in der Mehrzahl. Aber zwischendrin prunkte auch der grelle Mohn, und das verlogene Rot der Mansönias machte sich breit. Es schillerte drin Unkraut aller Art, und was nicht unkrautverwuchert war, hatten der Weißdorn und die stinkende Berberitze besetzt.

Sodann war die Lage unbequem. Man pflügt nicht gern an gähen Halden. Schließlich wurde er noch zu etwas gut, dieser elende Acker: Man lagerte dort Mist und Schutt aller Art ab. Dazu war er nun wirklich noch gut genug.«

Und über den Arbeiter schrieb Wolfensberger: »Er war ein junger, mutiger Mensch, voll Vertrauen. Er pflügte, so tief er konnte. Er riss den Boden wund. Gut Korn will rechte Ackerarbeit. Gut Korn will gesunden Boden. Gut Korn will braune Scholle.«

Wir haben es hier mit harter Arbeit ohne Aussicht auf großen Gewinn zu tun. Und dann kommt das entscheidende Erlebnis: »Da! Er stieß auf. Zu seinen Füßen blinkte es. Aus der Klaffe der geborstenen Truhe blinkte es hell. Es hämmerte in ihm. Das war ein Schatz von unermesslichem Wert!« – Er gibt alles her, was er hat, und er kauft den Acker mit diesem Schatz.

Erschütternd, wie der Dichterpfarrer in seiner Betrachtung über den Schatz im Acker fortfährt: »Du kennst den Acker. Es ist deine Seele. Du kennst den Bauer: Du bist es, du. Du weißt, wie es die andern mit dem Acker ihrer Seele halten: Es gibt nichts Verachteteres. Ist's ein Wunder, dass darauf das Unkraut schießt?«

Ist das so? »Nur seelisch« – ist das die gängige Vorstellung? Oder hören wir auf die innere Stimme und

folgen wir ihr? Finden wir darin den Schatz, für den es sich alles herzugeben lohnt? Es geht darum, klare Prioritäten zu setzen.

Die Bibelstelle will uns sagen, dass das Reich Gottes unerwartet wie ein Schatz in unser mühseliges Dasein einbricht. Mit Freude dürfen wir es willkommen heißen in unserem Leben. Es ist schon da, auch wenn es sich noch nicht ganz durchgesetzt hat und wir uns immer wieder von ihm entfernen, um ihm wieder nahe zu sein.

Zusprechend schließt der Prediger des vorigen Jahrhunderts, indem er über den Schatz berichtet: »Vielleicht sagt einer, der es schwer gehabt hat: ›Ich hab' mich auch gemüht und gebückt und die Steine weggetragen und habe ihn doch nicht gefunden.‹ Ja, viele finden ihn früh und dürfen jubeln. Viele finden ihn spät. Finden ihn in Anfechtung, Leid und Vereinsamung. Aber, baue doch weiter. Trag die Sorgensteine weg. Öffne den Acker der Seele der Sonne, baue und säe. Dann wirst du doch in jedem Fall davon ein wacker Korn bekommen, dass du Brot des Lebens gewinnst.«

Der Arbeiter hat es sicher nicht bereut, dass er alles gab. Auch wir dürfen loslassen und das Reich Gottes in unsere Herzen strömen lassen. In der Bergpredigt vom Evangelium nach Matthäus 6,31-33 hören wir die Prioritäten klar heraus: »Sorgt euch nicht und sagt nicht: Was werden wir essen? Oder: Was werden wir trinken? Oder:

Was werden wir anziehen? Euer himmlischer Vater weiß nämlich, dass ihr das alles braucht. Trachtet vielmehr zuerst nach seinem Reich und seiner Gerechtigkeit, dann wird euch das alles dazugegeben werden.«

Der unverhofft, als Geschenk, als Gnade gefundene Schatz im Acker – so verhält es sich mit dem Reich Gottes. Unsere Arbeit braucht es. Aber das Wesentliche ist Geschenk. In dieser Sommerzeit darf auch so ein Schatz leuchten in unserem Leben. Wenn wir entspannt sind, wenn wir nicht daran denken, fällt uns ein Geschenk zu. Wie wichtig diese Erholung ist, zeigt uns die Geschichte von Johannes mit dem Rebhuhn:

Vom alten Apostel Johannes erzählt man sich, er habe gerne mit seinem zahmen Rebhuhn gespielt. Ein vorüberziehender Jäger verwunderte sich eines Tages sehr darüber, dass ein so angesehener Mann sich dafür hergab. Es schien ihm, der Apostel könnte seine wertvolle Zeit für wichtigere Dinge einsetzen. Deshalb fragte er ihn: »Warum vertust du deine Zeit mit einem nutzlosen Tier?«

Johannes hielt erstaunt inne und gab zurück: »Weshalb ist der Bogen in deiner Hand nicht gespannt?« – »Das darf ich nicht«, erwiderte der Jäger, »sonst würde der Bogen an Spannkraft verlieren, und wenn ich einen Pfeil abschießen wollte, hätte er keine Kraft mehr.«

»Junger Mann«, belehrte ihn alsdann der alte Apostel,
»so wie du deinen Bogen immer wieder entspannst, so
musst du auch dich selbst immer wieder erholen. Sonst
fehlt dir die Kraft für eine große Anspannung, und du
kannst nicht mehr tun, was notwendig ist.«

Predigt vom 17. Juli 2011 in der St. Anna Kapelle Zürich und vom 24.
Juli 2011 im Evangelischen Zentrum Magliaso TI

Für den Menschen geschaffen Ährenrupfen am Sabbat

Am Sabbat ging Jesus einmal durch Kornfelder. Seine Jünger rupften im Vorbeigehen Ähren ab. Da sagten die Pharisäer zu ihm: »Sieh doch! Warum tun sie am Sabbat, was nicht erlaubt ist?«

Er entgegnete ihnen: »Habt ihr nie gelesen, was David tat, als er Not litt und ihn und seine Begleiter hungerte? Wie er zur Zeit des Hohenpriesters Abjatar in das Haus Gottes ging und die Schaubrote aß, die nur die Priester essen dürfen? Auch seinen Gefährten gab er davon.«

Und er sagte ihnen: »Der Sabbat ist um des Menschen willen da, nicht der Mensch um des Sabbats willen. Daher ist der Menschensohn Herr auch über den Sabbat.«

Markus 2,23-28

Beim ersten Mal Hinhören könnte man meinen, das war ganz frech, was die Jünger hier taten. Sie liefen über ein Kornfeld und begannen, Ähren abzureißen. Dies erlaubt aber die Heilige Schrift ausdrücklich. Im 5. Buch Mose 23 lesen wir: »Wenn du in das Kornfeld deines Nächsten kommst, so magst du mit der Hand Ähren abreißen. Aber die Sichel sollst du nicht schwingen über das Korn deines Nächsten.« (Vers 25).

Ebenso lesen wir dort: »Wenn du in den Weinberg deines Nächsten kommst, so magst du Trauben essen nach Herzenslust, bis du genug hast. Aber in dein Geschirr sollst du nichts tun.« (Vers 24).

So war es denn ein Überrest alten jüdischen Rechts, wenn es Bedürftigen bis ins vorletzte Jahrhundert hinein auch bei uns erlaubt war, Ähren wenigstens aufzulesen. Und noch heute ist es so, dass in gemeindeeigenen Wäldern dürres Holz von bloßer Hand mitgenommen werden darf. Das geht auf alttestamentliche Anweisungen zurück. Auf diese Weise dürfen natürliche Bedürfnisse gestillt werden, aber ohne sich dabei eines Hilfsmittels zu bedienen. Würden solche angewendet und Sichel und Körbe eingesetzt, dann wäre das eine Ernte. Das ist in unserem Bibeltext nicht der Fall. Da wurde nur genascht. Oder eben der Hunger einmalig gestillt. Nicht geerntet. Und das wäre am Sabbat verboten gewesen: die Erntearbeit. Also lag hier bei normaler Schriftauslegung weder eine Missachtung fremden Eigentums noch des Sabbatgebotes vor!

Dennoch vernehmen wir in unserer Geschichte die bohrende Pharisäerfrage: »Warum tun sie am Sabbat, was nicht erlaubt ist?« Für eine haarspalterische Schriftauslegung war Jesus aber nicht zu haben. Frömmelei und Plagerei lagen ihm fern. Seiner Sache sicher, gab er zurück: »Habt ihr nie gelesen, was David tat, als er Not litt und ihn und seine Begleiter hungerte? Wie er zur Zeit des Hohenpriesters Abjatar in das Haus Gottes ging und die Schaubrote aß, die nur die Priester essen dürfen? Auch seinen Gefährten gab er davon.«

Im Tempel von Jerusalem stand in der Mitte vor dem Allerheiligsten ein Tisch mit Schaubroten, den Broten vor dem Angesicht Gottes. Als Vorbild dafür haben vielleicht ägyptische Opfermatten und Opferplatten gedient. Diese vermittelten das Gefühl der unablässigen Dauer des Opferdienstes und vergegenwärtigten den ewigen Bund. Sogar von solchen Broten, so Jesus, hatten David und seine Begleiter gegessen, als sie hungern mussten!

Jenen, die im frommen Bestreben jeden Schritt – nicht nur für sich, sondern auch für andere – regeln wollten, rief er die befreiende, grundsätzliche Einsicht zu: »Der Sabbat ist um des Menschen willen da, nicht der Mensch um des Sabbats willen.« Jenen, welche die Gnade zu hören haben, gibt er das Sabbat-Gebot als ein Geschenk für die Gesundheit und das Leben zurück. Die Regeln und Gesetze sind für den Menschen geschaffen und nicht der Mensch für die Gesetze und Regeln.

Das will ganz viel sagen. Das gibt viel Freiheit. Es zeichnet auch das Menschenbild vom Beschenkt, vom Freien, vom Inhaber einer besonderen Würde. Und es weist den Ordnungen, die sein müssen, die Bedeutung des Dienstes am Menschen zu. Einer, der dies in klarer Schärfe gesehen hat und für das Recht fruchtbar machen wollte, war der Zürcher Strafrechtler Peter Noll (1926-1982). In seiner Schrift *Jesus und das Gesetz* (Tübingen 1968) gab er zu bedenken: »Jesus hat die bestehenden

Morallehren und institutionellen Ordnungen staatlicher oder gesellschaftlicher Natur nicht hingegenommen oder gar sanktioniert, sondern radikal in Frage gestellt.« (Seite 28). Maxime war für ihn das Wohl des Menschen, zu dem Gott spricht, den Gott anspricht, den Gott befreit, dem Gott Gedeihen, Entfaltung und Leben gibt.

Wenn damals die Frage war, wie ist der Sabbat, der freie Tag, der Feiertag, für den Menschen gedacht, so ist heute vielmehr die Frage, wie kann der Mensch für den Sonntag da sein, dass ihm dieser wieder zum Geschenk werden kann? Erdrückten damals die Sabbat-Vorschriften den Menschen, so stresst sich dieser heute in Unkenntnis des Geschenkes des Sonntags. Der freie Tag hat auch eine soziale, wohltuende Funktion: Wir sind dem Arbeitsprozess und seinen oft entwürdigenden Mechanismen enthoben. Wir haben frei. Und: wir sind es auch. Das gilt für den Angestellten und den Pensionierten genau gleich wie für den Manager.

»Mehr Mensch sein«, lesen wir auf der Bergspitze des Kleinen Matterhorns über Zermatt im Gletscherparadies. »Mehr Mensch sein, im Angesicht Gottes«, möchte ich beifügen. Bei ihm gibt es Wegleitung, Freiheit und Würde. Leider ist es so, dass so manche Freiheit dem Leichtsinn und den Ängsten geopfert wurde. Da hören sie sich frisch an, die Worte Jesu! Und sie rufen uns aus

so manchem Gefangensein heraus in den Bereich, wo das Leben schön ist.

Ich schließe mit einem alten Gedicht von Heinrich Puchta aus dem *Gebet- und Andachtsbuch* (St. Gallen, 1946) von Pfarrer Rudolf Grubenmann. Es kündet von einer Welt, in der man den Sonntag noch kannte. Es mag die Lust wecken, ihn modern und neu zu entdecken: Als eine Chance, ein Geschenk, das wir annehmen dürfen, weil es für uns geschaffen ist.

*Tag über alle Tage
Geschenk aus Gottes Hand,
Mit jedem Glockenschlage
Bringst du ein Segenspfand.
Du Tag voll Licht und Sonne,
Der Gott gehört allein,
Du Morgen voller Wonne,
Sollst mir willkommen sein!*

*Nun lass vom Himmel fallen
Den frischen Gnadentau,
Nun fülle deine Hallen,
Lass grünen Feld und Au!
Lass jedes Herz erkennen
Dein Werk und deinen Ruhm,
Lass jeden Leuchter brennen
In deinem Heiligtum!*

*Herr, sieh' mit Wohlgefallen
Heut' auf dein Volk herab;
Herr, neige dich zu allen
Mit deinem Hirtenstab.
Heut' soll es allerorten,
Dass jeder lesen mag,
Geschrieben steh'n mit Worten:
Geheiligt sei dein Tag!*

Predigt vom 23. Juli 2006, gehalten in der Kirche von Zürich-
Matthäus.

Die Arbeiter im Weinberg

Mit dem Himmelreich ist es wie mit einem Hausherrn, der gleich am frühen Morgen ausging, um Arbeiter für seinen Weinberg in Dienst zu nehmen. Er einigte sich mit den Arbeitern auf einen Tagelohn von einem Denar und schickte sie in seinen Weinberg. Auch um die dritte Stunde ging er aus, und als er andere untätig auf dem Markt herumstehen sah, sagte er zu ihnen: »Geht auch ihr in meinen Weinberg; ich will euch geben, was recht ist.« Sie gingen hin. Um die sechste und neunte Stunde ging er abermals aus und machte es ebenso. Als er um die elfte Stunde ausging, sah er noch andere herumstehen. Er fragte sie: »Was steht ihr den ganzen Tag müßig herum?« Sie sagten: »Niemand hat uns eingestellt.« Er erwiderte ihnen: »Geht auch ihr in meinen Weinberg!«

Als es Abend geworden war, sagte der Herr des Weinbergs zu seinem Verwalter: »Rufe die Arbeiter und zahle ihnen den Lohn aus, angefangen mit den letzten, bis zu den ersten.« Da kamen die, die er um die elfte Stunde eingestellt hatte, und erhielten je einen Denar. Als dann die ersten kamen, dachten sie, sie würden mehr erhalten. Aber auch sie erhielten je einen Denar. Als sie ihn aber erhielten, murrten sie gegen den Hausherrn und sagten: »Die Letzten da haben nur eine Stunde gearbeitet, und du hast sie uns gleichgestellt, die wir die Last des Tages und die Hitze ertragen haben.« Da sagte er einem von ihnen: »Freund, ich tue dir kein Unrecht. Bist du nicht für einen Denar mit mir einig geworden? Nimm, was dein ist, und geh! Ich will dem Letzten ebensoviel geben wie dir. Oder darf ich mit meinem Eigentum nicht machen, was ich will? Bist du etwa neidisch, wenn ich (zu anderen) gütig bin?« So werden die Letzten die Ersten und die Ersten die Letzten sein.

Matthäus-Evangelium 20,1-16

Der heutige Bibeltext ist sehr bekannt, seine Interpretation jedoch äußerst umstritten. Der Theologe Ernst Wolf (1902-1971) beklagte einmal die »fast nicht zu ordnende

Mannigfaltigkeit der Auslegung, der Deutung, der Verwendung, auch des Missbrauchs« dieses Gleichnisses. Ich möchte mich deswegen diesen Worten Jesu zunächst nicht intellektuell oder gar wissenschaftlich nähern, sondern ein Gegen-Gleichnis dazu erzählen, das einmal zwei Männer ausgedacht haben (Jonas Böhnke und Johannes Rausch):

Ein Mann namens Titus Gladius lebte in der Großstadt Rom. Er war ein armer Mann und hatte drei Kinder und eine Frau zu versorgen. Als Tagelöhner hatte er manchmal im Hafen zu tun, trotzdem nagten sie am Hungertuch.

Eines Tages stand er wie üblich vor den großen Handelsschiffen der reichen Händler und bettelte um Arbeit. Doch alle entgegneten gereizt: »Scher dich, Abschaum!« und jagten ihn weg. So ging es den ganzen Tag, der für ihn sowieso kein Tag mehr war. In seinen Gedanken malte er sich die hungernde Familie aus, wenn er ohne Geld nach Hause kommen würde.

Es war schon am späten Nachmittag, als ein vornehmer Händler an ihn herantrat und ihn für diesen Tag noch in seine Dienste stellen wollte. In ihm keimte glücklich ein Funke Hoffnung auf. Er half noch eine Stunde beim Entladen der Fracht und bat dann um seinen Lohn. Doch der Händler schaute ihn nur grimmig an und

meinte: »Eine einzige Stunde hast du gearbeitet! Dafür willst du auch noch Geld haben?! Verschwinde, du Asylant!«

Wie immer wir über das Gleichnis denken mögen, darin werden wir uns wohl einig sein: So wie hier beschrieben, ist Gott – mit dem Jesus uns bekannt machen möchte – auf keinen Fall! Eine solche Enttäuschung bereitet er keinem ehrlichen Menschen. Dies ist das Erste, das festgehalten sein soll: Das Gleichnis verwendet ein praktisches Bild aus der Arbeitswelt, aber es redet vom Himmelsreich.

Mit dem Hausherrn, der nach den Arbeitern für seinen Weinberg Ausschau hielt und ihnen nach verrichtetem Werk den Lohn übergab, meint Jesus Gott. Wir haben es hier also nicht mit irgendwelchen Anweisungen für das Wirtschaftsleben zu tun, sondern mit der Jesus-Rede von Gott. Damit ist aber keineswegs die Behauptung aufgestellt, dass dieses Gleichnis - wenn wir es hören, wenn es zu uns spricht, unsere Herzen ergreift und Gestalt in unserem Leben annimmt - nicht auch ins Wirtschaftsleben hineingreifen und es verändern soll!

Wir lernen da also von Gott. Wenn wir das wirklich tun wollen, sollten wir uns noch etwas vor Augen halten: Was Gott an uns Menschen wirkt, kann ganz verschieden erlebt werden, je nach dem, was wir wissen - oder eben

nicht wissen - und je nach dem, was wir für eine Optik einnehmen.

Ein kluger Religionslehrer hat einmal seine Schüler dazu angehalten, sich zu überlegen, was in den Arbeitern auf dem Nachhauseweg wohl vor sich gegangen sein mag und was sie nachher ihren Freunden oder den Frauen erzählten (siehe Halbfas 5/6, *Gleichnisse: Die Arbeiter im Weinberg – zu Ende erzählt durch zwei Arbeiter*). Ich greife zwei Schülerantworten heraus:

Einer von den ersten Arbeitern traf auf dem Weg nach Hause seinen Freund. Er erzählte ihm die Geschichte so: »Wir haben früh am Morgen angefangen zu arbeiten. Es kamen immer mehr Arbeiter dazu. Am Abend, nach Sonnenuntergang, teilte er den Lohn aus. Er begann bei den Letzten. Er gab jedem einen Denar. Als letztes kamen wir an die Reihe. Er gab uns auch nur einen Denar, obwohl wir schon viel länger gearbeitet hatten. Also sind wir uns beschweren gegangen, doch der Gutsherr antwortete uns, die Ersten werden die Letzten sein. Zu diesem Gutsherrn gehe ich nicht mehr arbeiten.«

Einer von den letzten Arbeitern aber, der nur eine Stunde gearbeitet hatte, kam froh zu seiner Familie nach Hause. Er sagte zu seiner Frau: »Der Besitzer des Weinbergs hat sich nacheinander Arbeiter geholt. Ich kam erst in der letzten Stunde. Am Abend teilte er den Lohn aus.

Er fing bei mir an und gab jedem einen Denar, bis nach vorne zu den Ersten. Die beschwerten sich, weil sie nur einen Denar bekommen haben, obwohl sie den ganzen Tag gearbeitet hatten. – Aber ich finde das gütig von ihm, denn er hat mich erst spät am Abend gesehen. Ich habe so lange gewartet, und wenn er mich früher entdeckt hätte, hätte ich genau so lang gearbeitet wie die Ersten. Endlich gehen unsere Kinder nicht hungrig ins Bett.«

Liebe Gemeinde! Wir deuten den Alltag nicht alle gleich. Die Optik ist verschieden. Und wir benötigen auch nicht alle dasselbe. Der Text steht quer zur alltäglichen Wirklichkeit. Er ist weit entfernt von dem, was wir unter Gerechtigkeit sehen und praktizieren. Er ist aber auch kein Rezept. Er redet von Gott. Wir haben es hier mit einem Text zu tun, der uns zurufen will: »Denk nach!« Es ist ein Text, der uns mit seiner unkonventionellen Rede von Gott die Herzen für eine neue Wirklichkeit öffnen möchte. Er will uns bewahren vor Selbstgerechtigkeit, und er will uns dazu anhalten uns Gedanken zu machen über eine soziale Gerechtigkeit. Indem er davon berichtet, dass alle gleich viel bekommen, obwohl einige mehr gearbeitet haben, möchte er unsere Blicke für die Gnade schärfen: Für das Geschenk gegenüber denjenigen, die nicht so viel arbeiten konnten und dafür, dass es vielleicht

auch ein Geschenk ist, arbeiten zu dürfen. Dafür, dass die Gnade letztlich allen gilt, auch wenn es äußerlich ganz anders aussieht.

Darum vielleicht warnte Moses: »Du sollst nicht begehren nach irgendetwas, was dein Nächster hat.« (2. Mose 20,17) Der neidische Blick und das Vergleichen bringen nichts. Sie binden die Kräfte nur negativ. Sie machen unglücklich.

Darum vielleicht hält Jesus uns an, es wie Gott zu tun, der die Sonne über Böse und Gute aufgehen lässt (Matthäus 5,45). Das hört sich so leicht an und doch erscheint es uns im Alltag so schwer. Darum ist es gut, dieses Gleichnis immer wieder mal zu hören und sich stören zu lassen von dem, was da Jesus über Gott sagt.

Predigt vom 30. Juli 2006, gehalten in der St. Anna-Kirche und in der Kirche von Matthäus-Zürich.

Kumpanen Christi – Vom Abendmahl

Ich habe nämlich vom Herrn empfangen, was ich auch an euch weitergegeben habe: Der Herr, Jesus, nahm in der Nacht, da er ausgeliefert wurde, Brot, dankte, brach es und sprach: »Dies ist mein Leib für euch. Das tut zu meinem Gedächtnis.« Ebenso nahm er nach dem Essen den Kelch und sprach: »Dieser Kelch ist der neue Bund in meinem Blut. Das tut, sooft ihr daraus trinkt, zu meinem Gedächtnis.« Denn sooft ihr dieses Brot esst und den Kelch trinkt, verkündigt ihr den Tod des Herrn, bis dass er kommt.

1. Korintherbrief 11,23-26

»Mit dem Abendmahl kann ich nichts anfangen, mit der Predigt schon!« Ein Mann mittleren Alters sagt das vor einem Feiertag mit bestimmtem Tonfall. Er will ehrlich sein. Auf ein ziemlich verduzt-fragendes Gesicht seines Gegenübers doppelt er nach: »Ja, das Abendmahl verstehe ich nicht, mit der Predigt kann ich mehr anfangen.«

Eine Abendmahlsfeier im Gottesdienst einer unserer Kirchgemeinden: Zu Beginn werden einige theologische Worte gesagt. Die Teilnehmer horchen auf, sodass gleich klar wird: Das ist selten, da müssen wir aufpassen, wir möchten etwas Genaueres erfahren. Es wird richtig aufgesogen, darüber nachgedacht, und sogleich freudig umgesetzt.

Wenn man da ein bisschen die Türe öffnet, ist man ja so gerne dabei. Stellt euch vor, ein Pfarrer kommt neu in

eine Gemeinde. Die Kirchenpflege erklärt, das Abendmahl werde wandelnd eingenommen, worauf er sagt: Aha, nach calvinischem Brauch – und er stellt fest, dass offensichtlich die Meinung herrscht, diese Form sei zürcherisch.

Schauen Sie, solche Dinge haben wir im Mitarbeiter-team dieses Gottesdienstes besprochen und dabei festgestellt, dass nun vor lauter Experimentierfreude und Vorlieben von Mitwirkenden und Teilnehmenden ein ziemliches Durcheinander im Verständnis und eine Verunsicherung in der Durchführung herrschen. Jeder hat seine Vorlieben.

Natürlich kann man das verschieden gestalten. Aber wenn allen Aspekten Rechnung getragen werden soll, verkommt das Abendmahl zum Selbstbedienungsladen oder zur Selbstverwirklichungsszene, statt dass wir uns unbekümmert bedienen lassen und das Erhaltene freudig weiterreichen. Das Abendmahl ist MitTEILung, TEILnehmen und TEILen.

Da steckt drei Mal das Wort Teil drin. Teile kann es nur geben, wo ein Ganzes existiert. Die Mitteilung ist die Frohe Botschaft. Teilnehmen heißt da wörtlich, auch seinen Teil nehmen. Und das Teilen bedeutet das Weiterreichen des Erhaltenen. Die offene Hand, die empfängt, die gibt auch.

Das ist mehr als bloße Anwesenheit. Das bedeutet Dazugehören, Dabeisein, in der Bewegung des Lebens drin sein, etwas Grosses erhalten und etwas davon weitergeben. Es ist ein Zusammengehören, ein Luftkriegen, ein Sichentfaltenkönnen, ein angenehmes Aufgehobensein auch. Da ist auch Halt, Boden unter den Füßen, damit die Seele und der ganze Mensch gut ausruhen und gestärkt weiter wandern können.

Ich sehe vor mir den jungen Pfarramtskandidaten aus Deutschland, ein hochstudierter Kollege mit besten Qualifikationen, der für die Zulassung zum Pfarramt in der Schweiz ein Eignungsgespräch zu absolvieren hatte und nach allfälligen Liturgiezwängen der hiesigen Kirchen gefragt wurde. Er sei recht ins Schwitzen geraten, erzählte er später, denn von dieser Seite her habe er sich das noch gar nie so recht überlegt. Zuerst habe er an den Talar gedacht, aber so zwingend ist dieser ja auch nicht. Erst dann sind ihm Taufe und Abendmahl in den Sinn gekommen, die beiden einzigen Sakramente der reformierten Kirchen.

Die werden direkt aus der Bibel abgeleitet. Wir kennen den Taufbefehl vom Schluss des Matthäus-Evangeliums und wir kennen die Taufe auf den Namen Jesu und auf den Namen von Gott Vater, Sohn und heiliger Geist. Wir kennen auch die Einsetzungsworte, die vor jedem Abendmahl in unseren Kirchen gesprochen werden. Nur

bei Taufe und Abendmahl kann von sogenannten Liturgiezwängen gesprochen werden. Das zeigt auch die Wichtigkeit von beiden.

Werfen wir einen Blick auf den Predigttext, auf die Einsetzungsworte zum Abendmahl. Der Apostel Paulus leitet eindrücklich ein: »Ich habe nämlich vom Herrn empfangen, was ich auch an euch weitergegeben habe.« Ich finde, dabei sollten wir bleiben: Christus gibt das Abendmahl, wir reichen es weiter. Der Herr Jesus hat das Abendmahl eingesetzt, wir empfangen es und geben es weiter. Wir feiern Abendmahl. Und wie, das hat uns der Herr gesagt. Wir dürfen es annehmen, besonders dann, wenn wir uns bewusst sind, dass wir im Grunde der Dinge nicht würdig sind und der Vergebung bedürfen.

Auch dazu hat Jesus sich eindeutig geäußert: Er ist gekommen, das Verlorene zu suchen und zu retten. Das dürfen wir annehmen, immer wieder, bei jedem Abendmahl. Sonst wäre das Abendmahl ja auch eine einmalige Angelegenheit wie es die Taufe darstellt. Ich bin froh um das Abendmahl, um dieses Gemeinschaftsangebot von Gott in Jesus Christus.

Der Apostel fährt fort: »Der Herr, Jesus, nahm in der Nacht, da er ausgeliefert wurde, Brot, dankte, brach es und sprach: Dies ist mein Leib für euch. Das tut zu meinem Gedächtnis.«

So schön: Er bricht das Brot, ein Teil für dich, ich bin für euch. Denkt einfach daran. »Das tut zu meinem Gedächtnis.« Er macht uns – buchstäblich – zu seinen Kumpanen. Ja, Kumpan kommt aus dem Lateinischen und heißt »Mit-Brot«. Das Abendmahl ist gewissermaßen Mit-Brot total. Christus gibt sich uns. Wir sind in seiner Gemeinschaft, wir sind seine Gemeinschaft, seine Kumpanen. Das geht tief und trägt weiter.

»Ebenso nahm er nach dem Essen den Kelch und sprach: Dieser Kelch ist der neue Bund in meinem Blut. Das tut, sooft ihr daraus trinkt, zu meinem Gedächtnis.«

Wir sind mit Gott verbündete Kumpanen, Mitglieder des Christusbundes. Manche fragen sich, ob sie einen oder drei Schlücke nehmen sollen. Man kann beides. Einen Schluck für das Ganze, oder drei Schlücke, die sich ursprünglich auf den dritten Tag der Auferstehung beziehen und bedeuten: Mit Christus sterbe ich, mit ihm auferstehe ich aber auch.

Unser Bibelabschnitt schließt nämlich mit den Worten: »Denn sooft ihr dieses Brot esst und den Kelch trinkt, verkündet ihr den Tod des Herrn, bis dass er kommt.«

Bleibt die Frage, ob wir das Abendmahl sitzend oder wandelnd einnehmen sollen. Dazu äußert sich Jesus nicht. Es unterliegt auch nicht dem Liturgiezwang unserer Kirchen. Zwingli hat die Gnade betont: Du

kannst sitzen bleiben, Jesus kommt zu dir. Calvin hat das Abendmahl als Wegzehrung für das wandernde Gottesvolk betrachtet, wir sind unterwegs und erhalten Stärkung.

Indem wir das Abendmahl sitzend einnehmen und Brot und Kelch einander weiterreichen, ist das allgemeine Priestertum hervorgehoben: Jeder darf es weitergeben. Der Pfarrer hat eine bestimmte Funktion im Gottesdienst. Brot und Kelch müssen jedoch nicht aus seiner Hand kommen – das erhalten wir von Christus durch die Hand unseres »Mit-Kumpanen«.

Dabei mögen wir auch an die Emmaus-Jünger denken, die den Auferstandenen ja nicht sogleich erkannt haben. Als er aber das Brot mit ihnen brach, da heißt es so schön, da gingen ihnen die Augen auf und sie erkannten ihn.

Ich freue mich darauf, das Abendmahl mit Ihnen zu feiern. Wir machen es diesmal ganz einfach nach Zürcher Tradition. Christus kommt zu uns. Wir dürfen sitzen bleiben und reichen Brot und Kelch weiter.

Wer aus welchem Grund auch immer auf etwas verzichten möchte, soll das ruhig tun und das Erhaltene einfach weiter geben. Christus ist ja so weit und groß. Da sollen wir nicht kleinlich sein.

An diesem Betttag möchten wir uns daran erinnern, dass es Jesus war, der das Abendmahl eingesetzt hat. Der

Apostel hat uns das überliefert. Wir empfangen und geben weiter. Wir dürfen Kumpanen Christi sein. Wir nehmen Teil daran und wir sind Teil davon. Wir sind die Gemeinschaft Gottes an diesem Ort seiner Stätte. Wir sind verbunden im Namen dessen, der ist und der war und der kommt.

Das ist in meinen Augen etwas ganz Großes und Schönes und Tiefes. Grund, Buße zu tun und sich Gott wieder aufs Neue hinzuwenden. Grund zur Dankbarkeit. Und Grund zum Lobpreis.

Predigt zum Eidgenössischen Dank, Buß- und Betttag, 16. September 2012 in der Wasserkirche Zürich.

Das Evangelium – Kraft Gottes

Ich schäme mich des Evangeliums nicht; eine Kraft Gottes ist es zur Rettung für jeden, der glaubt, für die Juden zuerst und auch für die Griechen. Gottes Gerechtigkeit nämlich wird in ihm offenbart, aus Glauben zu Glauben, wie geschrieben steht: Der aus Glauben Gerechte wird leben.

Römerbrief 1,16-17

Alltag in Sihlcity: Eine Firma feiert ihr Jubiläum, und da sind viele Gäste eingeladen. Eine Gelegenheit, sich von einer anderen Seite kennenzulernen; eine Gelegenheit auch, wieder einmal Geschäftspartner und Freunde zu treffen; eine Gelegenheit, unbeschwert den Kino-Abend und das Zusammensein bei Aperero und Essen zu genießen; eine Gelegenheit auch, das Firmenprofil zu überdenken und vorzustellen. All das schwingt mit an jenem schönen Sommerabend, und der Zufall will es, dass mich ein kirchlich Engagierter der jubelnden Firma spontan einlädt, dabei zu sein.

Etwa 150 Personen sind da. Beeindruckend. Alle schön gekleidet und in guter Laune; die Einladung in Sihlcity wird genossen; Smalltalks entwickeln sich; man redet über das Wohlergehen der Familien, über Schwieriges auch am Rande; aber der laue Sommerabend erfreut, und auf das Jubiläum darf man mit Stolz blicken. Grundstimmung unbeschwert; man will es schön haben.

– Und das kann man in Sihlcity, wo ich arbeite. – Nach Begrüßungsapero und Kinofilm wird in den Papiersaal gewechselt für »Apero riche«: Manche sitzen, viele stehen, spannende Plaudereien sind angesagt, langweilig will es niemandem werden. Bei dem vielen Virtuellen im Berufsleben wird die reale Begegnung in der Freizeit wieder vermehrt geschätzt, will mir manchmal scheinen.

Beim Betreten des Papiersaals – der heißt so, weil er sich im alten Gebäude der Sihlpapierfabrik befindet – fragt mich ein Mann um die 50, was ich arbeite? »Ich arbeite hier in Sihlcity.« – »Das ist interessant, bei welcher Firma?« höre ich den Mann fragen. »Oh, es ist nicht eine eigentliche Firma, aber wenn es eine wäre, hätte sie fast in jedem Dorf eine Filiale«, höre ich mich witzeln, und dann sage ich ihm: »Ich arbeite gerade über dem Starbucks Coffee in der Kirche, als Pfarrer.« – »Oh, erwidert mein Gegenüber, »ich singe in einem Kirchenchor mit.« Und dann, fast beschwörend: »Aber wissen Sie, wenn ich davon erzähle, meinen viele, ich sei ein Stündeler oder so etwas. Dabei singe ich einfach gerne, und in der Kirche ist es besonders schön. Es gibt mir auch Kraft, und die Weihnachtslieder mag ich speziell gern. Da freue ich mich immer drauf!«

»Ich schäme mich des Evangeliums nicht, denn es ist eine Kraft...« Der Mann hatte sich geoutet, aber er hat auch zu verstehen gegeben, dass das nicht immer einfach

ist in der heutigen Gesellschaft. Er wird nicht von allen verstanden. Viele, die das hören, müssen sich nämlich fragen, wo sie selbst stehen ... und ob sie damit bestehen, vor sich und vor anderen, die ihnen lieb und wichtig sind. – Zuvor hatte ja auch ich mich geoutet, mit dem Vorteil, dass ich als Pfarrer einen gewissen Schutz genieße und das auch zu meinen Aufgaben gehört, aber auch mit dem Nachteil, dass man denken könnte, ich tue dies eben gerade bloß deshalb.

Das alles aber war wohl schon immer so. Warum sonst hätte der Apostel Paulus darauf hinweisen müssen, dass er sich des Evangeliums nicht schämt, und auch schreiben müssen, warum nicht? Wir reden von Christus, und es geht ums Bekenntnis. Ums Bekenntnis im Alltag. Es geht auch um Authentizität, darum, dass wir uns selber sind und sein dürfen, wo immer wir uns befinden.

Es geht um Christus, um den Gekreuzigt-Auferstandenen. Dass es irgend ein höheres Wesen oder ein Prinzip gibt, das leuchtet ja noch manchen ein, aber dort, wo die Kraft des Evangeliums sich erweist, dort schwingt eben auch das Skandalon mit, der Skandal, dass Gott sein Ja zum Gekreuzigten spricht und dass er auferstanden ist. Das schwer Fassbare, aber auch so Große, dass seine Kraft in den Schwachen mächtig ist, wovon Paulus ja auch schreibt, der Herr habe zu ihm gesagt: »Du hast genug an meiner Gnade, denn die Kraft findet ihre Voll-

endung am Ort der Schwachheit.« (2. Korinther 12,9) So übersetzt die Zürcher Bibel.

Das ist schwer verständlich, denn die Heiden hatten – wie auch unsere Gesellschaft heute – große, schöne und starke Götter, mächtige, die man nicht erzürnen durfte und die es zu fürchten und zu pflegen galt. Da tun sich ›good news‹ von Gott nicht leicht. Paulus richtete seine Botschaft auch an die Gebildeten der griechisch-römischen Welt. Für sie war das Evangelium, die gute Nachricht, eine Torheit. Es ist aber eine Kraft jedem, der daran glaubt.

Die Bibel sagt uns, wann Christus mit uns ist: Wo zwei oder drei in seinem Namen beisammen sind. Wo der Ruf des geringsten Bruders oder der Schwester vernommen und gehandelt wird – das habt ihr mir getan. Wo Niedrige erhöht und Hohe erniedrigt werden. Wo Verlust für Gewinn erkannt wird. Und wo der Tod ins Leben mündet.

Das geht gegen die Logik dieser Welt. Es wird für Torheit gehalten. Es kommen mir Worte von Alfons Maria di Liguori in den Sinn:

»Wer weiß? Wenn Gott uns größeres Talent, bessere Gesundheit und mehr persönliche Ausstrahlung gegeben hätte, dann hätten wir vielleicht unsere Seelen verloren! Großes Talent und Wissen haben viele aufgeplustert mit

der Überzeugung ihrer eigenen Wichtigkeit; und in ihrer Überheblichkeit haben sie andere verachtet. Wie leicht geraten Menschen mit solchen Begabungen in die ernsthafte Gefahr ihres Seelenheils! Wie viele Leute von leiblicher Schönheit und mit robuster Gesundheit haben sich kopfüber in ein ausschweifendes Leben gestürzt! Wie viele gibt es andererseits, die durch ihre Armut, Gebrechlichkeit oder körperliche Missbildung ihre Seelen gerettet haben und die – wenn ihnen Gesundheit, Vermögen oder körperliche Attraktivität zu eigen gewesen wären – ihre Seelen verloren hätten. Lasst uns also zufrieden sein mit dem, was Gott uns gegeben hat. Nur eines ist nötig, und das ist nicht Schönheit, nicht Gesundheit, nicht Talent. Das ist die Rettung der Unsterblichkeit unserer Seelen.«

Ja, »ich schäme mich des Evangeliums nicht, denn es ist eine Kraft Gottes für jeden, der glaubt.« Der Eidgenössische Dank-, Buß- und Bettag, den wir heute feiern, mag uns das in Erinnerung rufen. Predigt und Gottesdienst und die Gemeinschaft, die wir im Abendmahl feiern, mögen uns die Gewissheit ins Herz legen, dass dem so ist. Und sie mögen uns anspornen, unseren Glauben zu festigen, zu leben und ihn zu bekennen. Ein großer Schatz wurde uns geschenkt. Er ist unser Glück über diese Zeit hinaus in die Ewigkeit. Er ist die Liebe, die uns

verbindet über Räume und Zeiten hinweg. Er ist unvergänglich. Er macht uns froh und frei. Er ist das wahre Leben.

Predigt zum Bettag, den 19. September 2010, gehalten in der reformierten Kirche von Leimbach, Zürich.

Der siebenarmige Leuchter – Die Menora

Mit dem Geheimnis der sieben Sterne, die du in meiner Rechten gesehen hast, und mit den sieben goldenen Leuchtern ist es so: Die sieben Sterne sind die Engel der sieben Gemeinden, und die sieben Leuchter sind die sieben Gemeinden.

Offenbarung des Johannes 1,20

Der siebenarmige Leuchter, die Menora – warum soll sie ein Predigtthema in einer reformierten Kirche sein? Da gäbe es doch sicher noch andere Dinge zum Verkündigen und Überdenken, andere Themen der Erbauung vielleicht auch.

Aber schauen Sie: Es kommt jetzt bald jene Zeit, die ich gerne die »Marroni-Zeit« nenne, dieses gesunde Nahrungs- und Genussmittel, das in der kalten Jahreszeit den Magen wärmt und dem ganzen Körper Energie spendet.

Es ist auch die Zeit der Lichter für uns; da zünden wir gerne wieder einmal eine oder mehrere Kerzen an. Das ist heimelig, es lässt uns nach den schönen Sommerausflügen auf uns selbst besinnen und die Qualitäten vom Zuhause und den vier Wänden spüren, in denen wir uns geborgen fühlen dürfen. Man soll jeder Zeit im Jahreslauf das Gute und Schöne abgewinnen, das Kraft spendet und Freude gibt.

So ist mein Blick wieder einmal auf den siebenarmigen Leuchter, eben die Menora der Juden gefallen, und ich finde sie schön. Bereits in meiner Studienzeit hatte ich mir eine solche zugelegt, und heute hab ich eine davon zuhause in der Wohnung und eine im Büro an meinem Arbeitsplatz in der Kirche von Sihlcity.

Das ist ein sogenanntes ergänzendes Seelsorgeangebot, das von den Kirchgemeinden der Stadt Zürich ökumenisch betrieben wird und auch interreligiös offen ist. Die weißgoldene Kapellentüre enthält die Symbole der fünf Weltreligionen, das Om der Hindus, das Rad des Buddha, die Menora der Juden, das Kreuz der Christen und die zunehmende Mondsichel der Muslime.

Am Anfang hatten wir für das Judentum den Davidsstern. Der wurde leider des öfteren beschädigt und ist historisch auch nicht unbelastet. Wir haben dann – nach Rücksprache mit einer jüdischen Organisation – die Menora genommen, die zudem auch das ältere Symbol ist. Der siebenarmige Leuchter wird minutiös beschrieben im zweiten Buch Mose, Kapitel 25, Verse 31 bis 39:

»Dann mache einen Leuchter aus reinem Gold. Als getriebene Arbeit aus einem Stück soll der Leuchter gemacht werden, sein Fuß und sein Schaft, seine Kelche, Knäufe und Blüten. Und sechs Arme gehen von seinen beiden Seiten aus, drei Arme des Leuchters auf der einen Seite und drei Arme des Leuchters auf der anderen Seite.

Drei mandelblütenförmige Kelche sind an dem einen Arm, mit Knauf und Blüte, und drei mandelblütenförmige Kelche an dem anderen Arm, mit Knauf und Blüte...«

So schön, gut und stark. Der Leuchter hat die Verwurzelung eines Baumes mit der Qualität der Blüten und dann eben des Lichtes. Der Baum gründet in der Erde und er wächst dem Licht entgegen. Seine Zweige bringen Blüten und Früchte hervor. Es ist Herbstzeit, Erntezeit. Wir dürfen uns kräftigen und genießen aus dem Füllhorn der Gnade des Herrn, die Früchte fruchtbaren Wachstums und harter Arbeit von Menschen.

Schöpfung, Berufung, Gnade, Arbeit und Glaubenskraft kulminieren da zu etwas Stärkendem und Kostbarem. Die Worte der Bibel werden so sichtbar und greifbar, essbar und genießbar. Alles aus Gnade. Ich erlebe es so.

Die Bibel vergleicht auch den Menschen mit einem Baum, wenn etwa Psalm 1 sagt: »Wohl dem, der seine Lust hat an der Weisung des Herrn. Der ist wie ein Baum, an Wasserbächen gepflanzt: Er bringt seine Frucht zu seiner Zeit, und seine Blätter welken nicht. Alles, was er tut, gerät ihm wohl.«

Und dann kommt noch das schöne Lichtergeschenk der Menora dazu, der siebenarmige Leuchter aus Gold. Wir können denken: Für jeden Tag in der Woche ein Licht! Ein erfahrener Jude berichtete: »Wir leben im

Tag.« Er hat sich auf die Psalmenstelle bezogen: »Lehre uns unsere Tage zählen, dass wir ein weises Herz gewinnen.« Das heißt nicht, in den Tag hineinleben, aber es bedeutet, mit dem Tag leben und sein Licht ausschöpfen, den Tag nutzen. »Wirket, solange es Tag, denn es kommt die Nacht, da niemand wirken kann!« ruft Jesus uns zu.

Im einzelnen Arm des Leuchters könnte sich auch der Mensch als Lichtträger sehen. Jesus hat auch gesagt: »Ihr seid das Licht der Welt!« Dann ginge es um das Seelenlicht, das wir tragen, oder um das Lebenslicht, das wir haben und das wir sein dürfen.

Und darum geht es, dass wir als solche nicht allein sondern in einer Gemeinschaft aufgehoben sind, in der Gemeinschaft der Sieben, einer Vollkommenheitszahl, einer Zahl Gottes, denn wir sind seine Gemeinschaft, seine Kirche.

Im Buch der Offenbarung – wir haben es im Predigttext gehört – stellen die sieben Leuchter die sieben Gemeinden dar. Auch das ist ein schönes und tiefes Bild. Die Gemeinden tragen das Licht des Wortes Gottes weiter. »Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Wege.« So steht es in den Psalmen aufgeschrieben.

Es ist enorm, dass das Wort Gottes, welches das Licht als erste Tat geschaffen hatte – »Es werde Licht!« – nun selbst Licht ist.

In den Gemeinden lebt das Wort Gottes, da wird es nahe erfahrbar. Sie möchten nicht die Asche aufbewahren, sondern die Fackel weitertragen. Das geht auf ein Wort von Thomas Morus zurück, dem wir das einzige Gebet um Humor in der Kirchengeschichte verdanken. Er hatte einmal gesagt:

*Tradition ist nicht das Halten der Asche,
sondern das Weitergeben der Flamme.*

Ja, die BeGEISTerung, in der immerhin das Wort »Geist« steckt, die hat Flügel und ist ansteckend. Als einzelne Gläubige, als Gemeinde, als Menschen tragen wir das von Gott geschenkte Lebens- und Seelenlicht frohgemut weiter, gefestigt, geborgen und mit weitem Land vor den Füßen, bis wir einst ins andere Land sehen, wo es kein Leid, keinen Schmerz und keinen Tod mehr gibt und das Licht uns ewig leuchtet.

Predigt vom 23. September 2012 in der Kirche St. Peter, Zürich, und vom 14. Oktober 2012 in Richterswil ZH.

Nachfolge und Lebensgewinn

Darauf sagte Jesus zu seinen Jüngern: Wenn einer mir auf meinem Weg folgen will, verleugne er sich und nehme sein Kreuz auf sich, und so folge er mir. Denn wer sein Leben retten will, wird es verlieren; wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, wird es finden. Denn was hilft es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, dabei aber Schaden nimmt an seinem Leben? Was kann einer dann geben als Gegenwert für sein Leben?

Matthäus 16,24-26

Letzthin hat ein betagter Mann im Gespräch erwähnt: »Im Alter werden die Schatten länger – ich kann über meinen nicht mehr springen!« Das kam bei mir als ein hartes und auch verfängliches Bild an. Auf der einen Seite mögen wir es vom Menschlichen her verstehen, auf der anderen Seite möchten wir gegen Resignation und Bequemlichkeit ankämpfen und diesem Mann – und damit auch seinen Nächsten – echte Lebensqualität gönnen, die immer mit Bewegung – und nicht mit Erstarren – verbunden ist.

Wenn wir nämlich über seine Aussage, über seinen langen Schatten könne er nicht mehr springen, nachdenken und sie mit den Zeugnissen der Bibel vergleichen, entdecken wir ein anderes Menschenbild und ungeahnte Möglichkeiten! So hat sich etwa Abraham auf Gottes Geheiß auch in hohem Alter noch aufgemacht und neues Lebensland betreten: »Der Herr sprach zu Abram: Geh

aus deinem Land und aus deiner Verwandtschaft und aus dem Haus deines Vaters in das Land, das ich dir zeigen werde.« Verbunden damit ist ein wundervoller Zuspruch: »Ich will dich zu einem großen Volk machen und will dich segnen und deinen Namen groß machen, und du wirst ein Segen sein.« (1. Mose 12,1-2)

Einfach wunderbar! Nichts da von im Alter länger gewordenen Schatten, die man halt nicht mehr überspringen kann! Auch seine Frau Sara lachte, dass sie noch ein Kind bekommen sollte: »Nun, da ich verbraucht bin, soll ich noch Liebeslust empfinden, und auch mein Herr ist alt.« Und sie hören das Wort: »Warum lacht Sara? Ist denn irgend etwas unmöglich für den Herrn?« Darauf nimmt Sara zurück: »Ich habe nicht gelacht.« Und ihr wird widersprochen: »Doch, du hast gelacht.« (1. Mose 18,9-15) Als eine richtige Neckerei liest sich das – mit doch so großem Ernst, mit doch so großer Tiefe und von so bedeutender Tragweite.

Beides – was Gott zu Abraham und später zu Sara sagte – hat mit Zukunft und auch mit einschneidenden Lebensveränderungen zu tun. Da nimmt man – ungeachtet des Alters und der Situation – Abschied von eingefleischten Vorstellungen, Abschied auch von Resignation. Weil Gott es so haben will; und weil die Gnade gegeben ist, darauf zu hören und danach zu tun.

Wie ein Kommentar zu dem allem liest sich das Gespräch des Auferstandenen mit Simon Petrus: »Hast du mich lieb?« Nach der dritten Bejahung und der dritten Aufforderung durch den Herrn: »Weide meine Schafe!« lesen wir: »Amen, amen, ich sage dir: Als du jünger warst, hast du dich selber gegürtet und bist gegangen, wohin du wolltest. Wenn du aber älter wirst, wirst du deine Hände ausstrecken, und ein anderer wird dich gürtet und führen, wohin du nicht willst.« Auch hier ist von der Nachfolge die Rede: »Folge mir!« (Johannes 21,15-19) Und auch das wird kurz nachher wiederholt und betont: »Folge du mir!« Wir haben einen gütigen und geduldigen Gott, und wir haben immer wieder die Chance, seiner Einladung nachzukommen – und er wird sich freuen, wenn wir ihr Folge leisten, immer wieder von Neuem.

Ja: »Wer sein Leben verliert um meinetwillen, wird es finden.« Der Satz Jesu wollte mir in dieser Woche nicht mehr aus dem Kopf gehen. Er ist im selben Matthäusevangelium (10,39) weiter vorne gleich nochmals anzutreffen: »Wer sein Leben findet, wird es verlieren; wer sein Leben verliert um meinetwillen, wird es finden.« Auch da ist der Satz vorgelagert: »Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und hinter mir hergeht, ist meiner nicht wert.« Es geht um die Nachfolge Jesu. Unser Predigtwort stellt eine Wiederholung in der gleichen Evangeliums-

schrift des Neuen Testamentes dar. Wir hören eine Bekräftigung. Das zentrale Thema von Kreuzigung und Auferstehung ist angesprochen.

Auf den Satz Jesu bin ich gestoßen wegen eines Wortes von Franz Werfel (1890-1945), dem österreichischen Schriftsteller mit deutschböhmisch-jüdischen Wurzeln. Diese seine Zeilen schätze ich, und ich bewege sie bereits seit Jahrzehnten in meinem Herzen:

So reich bist du, als du tränenreich bist.

So frei bist du, als du dich selbst überspringst.

So wahr bist du, als du dich kannst verwerfen.

So groß bist du, als klein vor dir der Tod ist.

So tief bist du Wunder, als du tiefe Wunder siehst.

Vielleicht haben wir vorher gemeint, das tun wir ja alles bereits! Wir haben unser Leben schon lange Jesus übergeben. Wir folgen ihm treu nach. Wir werden das ewige Leben gewinnen. Wir überspringen unsere Schatten mit Leichtigkeit. – Sehen Sie: Immer wenn ich die Worte von Franz Werfel lese und sie mir redlich zu Gemüte führe, bin ich mir nicht mehr sicher, ob wir das mit aller Konsequenz tun, oder ob wir es manchmal nur zu tun meinen. Jedenfalls werde ich mir dann immer ganz sicher, dass wir gut daran tun, die Worte Jesu stets wieder aufs Neue

zu hören und offen zu sein für sie; offen zu sein dafür, uns neu rufen zu lassen.

Wie schnell ergreifen Routine und Selbstgefälligkeit Besitz von uns. Wie schnell machen wir in Selbstgerechtigkeit und schielen auf den Gewinn oder liebäugeln damit, mehr als andere zu bekommen. Wie schnell verfallen wir – auch und gerade als Gläubige – der Rechthaberei. Und wie wenig fragen wir uns, was Gott wohl für einen Plan ganz persönlich mit uns im Schilde führen mag? Wie oft halten wir am Altbekanntem und an unseren weltlichen Vorstellungen fest – und wollen Sicherheit dort, wo nur Gott sie uns geben kann. Dabei werden wir hier als »Du« angesprochen, auch im Sinne des »Gebt acht auf euch« (Apostelgeschichte 20,28a). Schau, wie es bei dir steht, welche Veränderungen will Gott in deinem Leben vornehmen? Im Sinne des alten Pilgergebetes:

Gott, schenke uns die Gelassenheit, das hinzunehmen, was wir nicht ändern können.

Gott, schenke uns den Mut, das zu ändern, was wir ändern können.

Und schenke uns die Weisheit, guter Gott, das eine vom andern zu unterscheiden.

Predigt zum 5. Oktober 2008, gehalten in der St. Anna-Kapelle Zürich.

Von der Stille der Seele und der Hilfe von Gott

Zu Gott allein ist meine Seele still, von ihm kommt meine Hilfe.

Psalm 62,2

»Stille Wasser sind tief.« Dieses beliebten Bonmots bediente sich schon der Reformator Martin Luther, und er führte es weiter aus: »Gleich wie die Sonne in einem stillen Wasser gut zu sehen ist und es kräftig erwärmt, kann sie in einem bewegten, rauschenden Wasser nicht deutlich gesehen werden. Darum, willst du erleuchtet werden durch das Evangelium, so gehe hin, wo du stille sein und das Bild tief ins Herz fassen kannst. Da wirst du finden Wunder über Wunder.«

Das Wunder des Lebens, der Schöpfung und der Erlösung in der Stille zu finden – was unserem unruhigen Herzen ja so oft widerstrebt – das geht in der Geschichte der Menschheit weit zurück.

Es hat mich hellhörig gestimmt, als ich die Worte las, dass Indianer ihre Kinder als erstes stille zu sitzen lehren. Luther Standing Bear vom Stamm der Dakota, vermittelte: »Wir lehrten unsere Kinder, stille zu sitzen und Freude (!) daran zu haben. Wir lehrten sie, ihre Sinne zu gebrauchen, die verschiedenen Gerüche aufzunehmen, zu schauen, wenn es allem Anschein nach nichts zu

sehen gab, und aufmerksam zu horchen, wenn alles ganz ruhig schien. (...) Die wahrhaft höfliche Art und Weise, ein Gespräch zu beginnen, war eine Zeit gemeinsamen stillen Nachdenkens; und auch während des Gespräches achteten wir jede Pause, in welcher der Partner überlegte und nachdachte. (...) In Unglück und Leid, wenn Krankheit und Tod unser Leben überschatteten, war Schweigen ein Zeichen von Ehrfurcht und Respekt; ebenso, wenn uns Grosses und Bewundernswertes in seinen Bann schlug. Für die Dakota war das Schweigen von größerer Kraft als das Wort.«

Wie unterschiedlich wir das doch wahrnehmen! Wenn ein Gespräch ins Stocken kommt, empfinden wir das oft als Peinlichkeit. Einen Austausch nicht unmittelbar zu beginnen, gilt als Unbeholfenheit. Wartezeiten werden als »tote Zeiten« abgebucht. Das Leben heißt ›action‹, da muss immer etwas laufen, Stillstand wird als Rückschritt angeschaut und nicht als Chance betrachtet. – Nullwachstum, wer will denn so etwas?

Es hat auch in unserer Zeit Menschen gegeben, die gewarnt haben vor Aktivismus und unendlichem Wachstum. Einer davon war der Zürcher Professor Peter Noll, der uns seine »Diktate über Sterben und Tod« hinterlassen hat, vor mittlerweile rund 30 Jahren diktiert und niedergeschrieben. Hier seine Worte: »Lärm kann alles zerstören. Die Hölle kann man sich so vorstellen: ständig

einen laufenden Motor neben sich. Ohne Möglichkeit der Gewöhnung oder Betäubung.«

Manchmal denke ich: Das Leben ist keine Radiosendung. Wenn am Radio eine längere Pause einträte, so wäre es keine Sendung mehr. Kürzere Pausen der Stille, nachdenkliche Musik und Oasen für die Seele, etwa im Erzählen von Geschichten, all das tut aber auch beim Radiohören wohl. – Das Leben ist auch kein Fernsehfilm. Es ist nicht so, dass ohne Bilder das Leben wegbliebe.

Die Worte des Indianers hallen nach: »... schauen, wenn es allem Anschein nach nichts zu sehen gab, und aufmerksam zu horchen, wenn alles ganz ruhig schien.« Es ist ja nicht so, dass wir dann nichts mehr sehen oder dass wir dann nichts mehr hören. Wir sehen und hören nur anderes, vielleicht eben tieferes, wichtigeres.

Mit dem Gottesdienst nehmen wir viel Hektik weg. Die Kirchen sind wohl noch die stillsten Orte, an die wir uns begeben können in der Unruhe des Alltags. Das Läuten der Glocken, die Musik, die Lieder, das Gebet, die Predigt – sie alle sind darauf angelegt, aus dem Hier und Jetzt, aus der Stille, zu schöpfen.

Laotse, chinesisch »Alter Meister«, bezeichnete die Stille als die größte Offenbarung. Da redet das Leben zu uns. Da kann die Seele ihre Nahrung erhalten. Da kann Gott Gemeinschaft mit und unter uns stiften.

Der Einsiedler Seraphim von Sarow schrieb gar:
»Wenn wir still sind, kann der Teufel in unser Herz nicht eindringen. Darin liegt die Weisheit des Schweigens.«

Ich denke aber auch an den Dichterpfarrer William Wolfensberger, als er von den Kämpfen des Jakob im Alten Testament schrieb: »Es gibt sehr fromme Menschen, welche glauben, das göttliche Leben und der Segen der Ewigkeit fallen einem in den Schoß. Sie meinen, in seiner Art lasse sich auch das Letzte und Höchste erlisten und erstehlen. Sie sind wie Jakob, der den Segen des Erstgeborenen an sich riss und dennoch Zweitgeborener blieb. Bist du Jakob, so nimm es auch hin als dein Geschick: Du kommst um den Jakobsweg nicht herum. Und sind wir nicht alle Zweitgeborene? Zwischen Beerseba und Haran war es, auf der Flucht unterwegs. Eine ruhelose Seele ist unterwegs. Hatte er nicht den Segen Gottes auf seinem Haupte? Wie denn: Ist Ruhelosigkeit die erste Segnung, welche wir erhalten? Hatte er nicht Gottes Segen erlistet, um es besser, bequemer, schöner zu haben?«

»Unruhig ist unser Herz, bis es ruht in dir, o Herr.«
(lat.: *Inquietum est cor nostrum, donec requiescat in te, Domine.*, conf. I 1) So hat es der Kirchenlehrer Augustinus einst in seinen Bekenntnissen (lat. *Confessiones*) festgehalten.

Ja, die unruhigen Zeiten kennen wir, den Jakobsweg auch, und es ist selten so, dass Gläubige ihn nicht zu gehen hätten. Unser Leben ist BEWEGung, es ist Ein- und Ausatmen, und es wohnt ihm eine Richtung inne, die Gott in unsere Herzen gelegt hat. Wegen all dem tun sie uns vielleicht so wohl, die trivialen Worte des Psalmsängers David:

*Zu Gott allein ist meine Seele still,
von ihm kommt mir Hilfe.*

Das sagt einer, der es erfahren hat. Er richtet seine Seelenstille nach turbulenten Zeiten in Richtung Gott. Lapidar hält er fest: »Von IHM kommt mir Hilfe.«

»Stille sitzen und Freude daran haben«, das können wir, wenn die Arbeit getan ist; das können wir, wenn Zeiten der Ungewissheit und der Not durchgestanden sind; das können wir, wenn wichtige Dinge sich geklärt haben; das können wir, weil wir wissen, alle Hilfe kommt letztlich von Gott, vom Schöpfer und Erlöser des Lebens, wie wir das in Jesus Christus erfahren. Wir können diese Erfahrung in einer Weite machen, die nicht geahnt ist und auch nicht gedacht werden kann. Dort, wo die Liebe die Angst besiegt, wo der Kleinmut von der Demut abgelöst wird. Im Jetzt. Und im »Es ist vollbracht«, wie Jesus am Kreuz gesagt hat.

Die Seele zu Gott hin stille zu halten, bedeutet nicht Untätigkeit. Es ist aber ein Ausdruck erfahrener Hilfe, vollendeter Dankbarkeit und des Erreichens einer Wegstrecke. Ich bin froh, immer wieder in diese Stille gerufen zu werden. Die Stille, in der die Seele hört und sich nährt. Die Stille, die sich dann mit Kraft und Sinn füllt, um das Alltagsleben mit seinen Forderungen und Herausforderungen wieder in Angriff zu nehmen. – Im Wissen, dass es nicht unendliches Wachstum sein muss, nicht Maximierung, sondern einfach das, was recht und gut ist. Sodass noch Oasen der Zeit und der Ruhe und des Friedens blieben.

Predigt zum Sonntag, 9. Oktober 2011, in der ref. Kirche Enge, und zum Sonntag, 16. Oktober 2011, in der Matthäus-Kirche, Zürich.

Zweierlei Fruchtbäume

Ein guter Baum trägt keine schlechte Frucht, ein schlechter Baum hingegen trägt keine gute Frucht. Jeden Baum erkennt man an seiner besonderen Frucht. Von Disteln pflückt man keine Feigen, und vom Dornbusch liest man keine Trauben. Der gute Mensch bringt aus dem guten Schatz seines Herzens Gutes hervor; der böse dagegen bringt aus dem bösen Schatz Böses hervor. Denn wovon das Herz voll ist, davon redet der Mund. Was nennt ihr mich: »Herr, Herr!« und tut nicht, was ich sage?

Lukas 6,43-46

Jesus redet gerne in Bildern. Er wird auch gerne verstanden. Hier in der sogenannten Feldrede des Lukas geht es um die Liebe. Und da kommen ihm zwei Bäume in den Sinn.

Der eine ist ein guter Baum. Er kann gar keine schlechten Früchte tragen. Und der andere ist ein fauler Baum. Er kann unmöglich gute Früchte hervorbringen. Die Güte eines jeden Baumes wird an seinem Ertrag, den Früchten, gemessen. Wir sagen auch: »An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen.« Das ist ein Jesus-Wort aus der Bergpredigt, Matthäus-Evangelium 7,16, wo unser Meister vor den falschen Propheten warnt und wir ganz ähnliche Worte wie in unserem Predigttext aus dem Lukas-Evangelium lesen: »Sammelt man etwa Trauben von Dornen oder Feigen von Disteln?« fragt Jesus.

So, meint Jesus, steht es auch mit den Menschen. »Der gute Mensch bringt aus dem guten Schatz seines Herzens das Gute hervor. Der böse Mensch bringt aus dem bösen Schatze seines Herzens das Böse hervor.« Merken tun wir das oft beim vertieften Hören auf die Sprache: »Wovon sein Herz voll ist, davon redet sein Mund.«

Jesus liebt Vergleiche aus der Natur. Bei der Liebe geht es um das Geheimnis des Wachsens und Reifens. Gemeint ist aber nicht die Liebe, die wir von Natur aus haben oder nicht haben, sondern die Liebe, die uns sein Geist schenkt. Und die geht tief. Wir spüren das spätestens bei der Feindesliebe, mit der Jesus über alles bisher Dagewesene hinausgeht. Die würde uns überfordern und wir müssten sie gänzlich ablehnen, wenn uns die Liebe aus dem Geist nicht zu Hilfe eilte.

Ein Zeichen der Liebe aus dem Geist ist die Geduld. Der Bauer zieht nicht an den feinen Schossen. Er hegt und pflegt die Kulturen, bis die Früchte sich einstellen. Er wartet die Zeit von der Blüte über den zarten Fruchtansatz bis zur ausgereiften Frucht ab.

Wir haben also unsere Zeit. Wir können abwarten, wie die Talente sich entfalten und die Früchte heranwachsen. Wir müssen auch noch nicht darum besorgt sein, ob unsere Früchte Absatz finden. Das verleiht uns eine Gelassenheit, die wir zur Beobachtung des Wesent-

lichsten nutzen können. Vor der Sorge um den Erfolg darf die Sorge der Nachfolge stehen. Vor vielen Jahren habe ich eine Geschichte gehört. Die ging so:

Ein Bauer hatte zwei Söhne. Die beiden munteren Knaben gingen am Kornfeld ihres Vaters auf und ab.

»Ei, sieh doch!« rief der eine. »Wie verschieden diese Halme hier sind! Sieh nur, wie hässlich diese sich neigen und wie schön und gerade jene stehen!«

»Genau!« unterstützte ihn der andere. »Wenn ich der Vater wäre, ließe ich alle, die sich so wüst beugen, ausreißen und wegwerfen.«

»Das käme ja gut heraus«, meinte nun der Vater, der dies alles mitbekommen hatte. »Ihr müsst wissen, gerade die Ähren, die euch so missfallen, sind die besten. Sie neigen sich, weil die Körner sie schwer machen. Da hat es viel drin. Die schönen geraden Halme aber sind leeres Stroh. Überhaupt, merkt euch das, unter den Menschen geht es vielfach zu und her wie auf dem Kornfeld: Den leeren Kopf kann man gut hoch tragen!«

Frucht und Reife brauchen Zeit. Und oft ist das, was auf den ersten Blick hässlich daher kommt, gar nicht so übel. Das ist die erste Schlussfolgerung aus dem Bild Jesu: Geduld und Demut, gepaart mit Mut und Bestimmtheit. Es

geht um die Substanz. Um die Substanz der Liebe. Um das, was drinnen ist. Was gereift ist.

Sodann halten wir uns die beiden erwähnten Fruchtarten vor Augen: die Feigen und die Trauben. Weinstock und Feigenbaum stehen im Alten Testament für die Erwählung des Volkes Gottes. Die Bäume stehen nicht allein. Da gibt es eine Pflege, eine Fürsorge, jemand, der sich der Bäume annimmt. Es schenkt uns jemand seine Aufmerksamkeit. Es ruft uns jemand heraus aus dem Alltag, hinein in eine Beziehung. Da ist ein Hin und Her, das Frucht bringt. Nicht umsonst sagen wir, man müsse mit den Pflanzen reden. Da geht es um das Leben, um Austausch, Kommunikation, Nachdenken, Kreativität, Entfaltung, Fülle. Herbstliche Fülle.

Jesus mag die Worte des ersten Psalms im Sinn gehabt haben:

*Wohl dem Menschen,
der nicht wandelt im Rate der Gottlosen,
sondern seine Lust hat am Gesetz des Herrn.
Der ist wie ein Baum, gepflanzt an Wasserbächen,
der seine Frucht bringt zu seiner Zeit.*

Wir haben ein Gesetz mit auf den Weg erhalten, die Heiligen Schriften lehren uns, und Gott redet zu uns durch sein lebendiges Wort. Wir kennen das Abendmahl und

die Vergebung der Sünden. Wir wissen was Neuanfänge und gegenseitige Hilfe sind. Wenn das geschieht, ist Gott in Christus ganz und gar unter uns. Dann ist er mit dabei. Dann ist er uns nahe, ja er nimmt Gestalt an unter uns. So wird das Wort Fleisch. So wird Jesus in unserer Lebenswelt mitten unter uns geboren.

Wir sind kein Zufall. Wir werden herausgeholt aus dem Alltagsleben, hineingeholt in die Fülle des Lebens, wo dem Zeitlichen Ewigkeitswert zukommt, wo sich Lebensqualität ereignet, die uns nicht mehr genommen werden kann. Das trägt in dieser Zeit. Und es trägt über diese Zeit hinaus.

Noch das kleine Sätzlein am Schluss unseres Abschnittes aus der Feldrede des Lukas: Unwirsch klingt es, als ob es Jesus entwischt wäre: »Was nennt ihr mich aber: Herr, Herr! Und tut nicht, was ich sage?« Ich bin froh, dass Jesus seinen Tarif durchgibt. Er heißt nicht alles gut.

Es wird deutlich: Wenn wir uns in seine Nachfolge begeben, sind wir hörende Menschen. Menschen mit Zeit. Menschen, die zuhören können. Anderen zuhören und in sich selber hineinhorchen. Das gibt Wegleitung und Kraft, Freude auch. Weisheit, die herbstliche Fülle auszukosten. Das Genießen der Früchte der Feigen und der Trauben. So sind wirklich hörende Menschen immer auch tätige Menschen. Menschen, die das Gehörte um-

setzen. Eben, wo das Wort Fleisch wird, wo es Form annimmt.

Im Jakobusbrief (1,19ff) lesen wir: »Es sei jeder schnell zum Hören.« Hörbereitschaft hat Qualität. Hörbereitschaft ist gefragt. Nicht nur bei den anderen. Auch für unser eigenes Leben ist sie wichtig. Damit wir die Türen öffnen, um die Ernte einfahren zu können.

»Es sei jeder schnell zum Hören.« So heißt es da, und weiter: »Langsam zum Reden, langsam zum Zorn.« Als Menschen in der Nachfolge Christi sind wir zuerst immer Hörende. Und dann kommt die Umsetzung. Bei Jakobus findet sich der berühmte Satz: »Seid aber Täter des Wortes und nicht bloß Hörer.«

Da haben wir beides: Das Hören und das Tun. Das Wort und die Antwort. Glaube ist nicht statisch. Er bewegt sich. Ein Hin und Her. Ein Geben und Nehmen. Leben. Fülle. Herbst. Die vielen Farben und die guten Früchte. Das will Gott in unserem Leben bewirken. So lernen wir Gott durch Jesus Christus kennen!

Predigt vom 15. Oktober 2006, gehalten in der Kirche Zürich-Matthäus.

Von der Gnade

Die Gnade des Herrn Jesus sei mit allen.

Der letzte Satz der Bibel; Offenbarung 22,21

Die ersten Worte der Bibel sind ja so bekannt: »Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde.« Vom Studium her sind sie dem Theologen meistens auch in der hebräischen Ursprache des Alten Testaments geläufig: *B'reeschit barah Elohim ha Schamajim we ät ha Arez.* Eben: »Am Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde.«

Welche Dynamik diese Worte erhalten können, durfte ich merken, als ich sie einmal jemandem, dessen Leben sich abrundete, gesagt und darauf hingewiesen habe, dass mir auf der Herreise die Reihenfolge aufgefallen war: Zuerst den Himmel hat Gott geschaffen, zuerst den Himmel! Ja, dort werden wir uns wiedersehen, wir Weiterlebenden kommen einst nach.

So tief geht das mit den ersten Worten der Bibel. Und dann alles, was nachher kommt an Heilsgeschichten und mit der Erlösung durch Jesus Christus, die Evangelien des Neuen Testaments und die Briefe samt der Offenbarung des Sehers Johannes – das alles ist so reich, und da

möchte ich mit dabei sein. Bis zum Schluss, der uns nochmals große, ungeahnte Räume öffnen wird.

Der Schluss – ja, der Schluss der Bibel, kennen Sie den? Wie bekannt die ersten Worte der Heiligen Schrift auch sein mögen, so unbekannt sind die letzten. Der letzte Satz der Bibel, wie heißt er denn? Haben Sie den schon mal gehört? Auch der Prediger musste nachschauen. Er blätterte und las da:

Die Gnade des Herrn Jesus sei mit allen.

Unglaublich, unglaublich schön, dieser Schluss des aufgeschriebenen Wortes Gottes! Es ist ein Gnadenwunsch. So schließt auch der Apostel Paulus seine Briefe.

Die Gnade des Herrn Jesus sei mit allen.

Das ist der letzte Satz. Am Anfang des Buches der Offenbarung begrüßte Johannes (1,4) die Gemeinde mit der Zusage der Gnade und des Friedens: »Gnade sei mit euch und Friede von dem, der ist und der war und der kommt.«

Und nun wird die Bitte ausgesprochen, dass die Gnade vom Herrn Jesus bei allen bleiben möge. Der Wunsch gilt allen, die ihn im Gottesdienst vernehmen. Allen gilt er, die zur Gemeinde gehören. Die Schrift wurde für die

Gemeinde der Gläubigen abgefasst, um in der Versammlung verlesen zu werden.

Es gibt alte Handschriften, die es so ausformulieren: »Mit allen Heiligen. Amen.« Gemeint sind die durch Gott Geheiligten, die an den Herrn Jesus Christus glauben.

Die Botschaft wurde mit großen Anstrengungen in die ganze Welt gebracht (noch bevor es Internet und SMS gab!), und somit richtet sich der Wunsch nun an alle, die ihn hören und aufnehmen möchten.

Martin Luther übersetzte vielleicht ein wenig abgerundeter und lieblicher:

*Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus sei mit euch allen!
Amen.*

Schön zu lesen ist auch die englische Version:

The grace of our Lord Jesus Christ be with you all. Amen.

Wenn orthodoxe Christen den Wunsch für Gottes Segen, Gesundheit, Glück und Frieden entgegen nehmen, pflegen sie ihn mit folgenden Worten zu bestätigen: »Und allen Menschen auf der ganzen Welt!«

Das beeindruckt sehr. – Natürlich ist auch derjenige mit eingeschlossen, der den Wunsch zuerst ausgesprochen hat. »Allen Menschen« können wir wünschen, was

wir gerne in Empfang nehmen. Da ist niemand ausgeschlossen. Und alle sind eingeladen.

Der Gedanke, dass andere das nicht erhalten sollen, was wir gerne haben und zu schätzen wissen, will uns nicht glücklich machen. So wünschen wir es allen Menschen auf der ganzen Welt und bitten Gott darum, dass er es wirke.

Der Gnadenwunsch macht uns glücklich. Wir sind gemeint und dürfen ihn auch allen anderen Menschen zusprechen. Gott möge es wirken, dass er ankommt in unseren Herzen und in den Herzen vieler anderer. Gott möge es wirken, dass er Gestalt annimmt. Gott möge den Glauben wirken und uns den unermesslichen Reichtum geben, der damit verbunden ist.

Schauen Sie, wir hören das jetzt so. Das Wort »Gnade« ist den Kirchgängern nicht fremd. Wir stellen aber fest, dass es in der Alltagssprache oft nur noch in der negativen Wendung »gnadenlos« verwendet wird.

Früher galten die Anreden »Gnädige Frau« und »Gnädiger Herr«. Ein Pferd erhielt bis zu seinem Ableben das »Gnadenbrot«, und nicht selten wurde nach dem Grundsatz »Gnade vor Recht« entschieden.

Der Apostel (1. Korintherbrief Kapitel 12 und 13) redet von den verschiedenen Gnadengaben und vom *einen* und denselben Geist. Und er sagt ganz klar, welches die höchste Gnadengabe sei: Es ist die Liebe.

Wir leben in einer gnadenlosen Zeit, in der wir die Gnade des Herrn Jesus den Menschen wieder ganz neu erklären dürfen. Das tun wir am besten gar nicht mit Worten, sondern durch die Tat.

Am besten entdecken wir die Gnade in unserem Leben neu. Dann kehrt die Dankbarkeit ein und der Wunsch, Gott zu loben und zu preisen. Das strahlt aus. Als Beschenke schenken wir weiter. Als solche, die wir Vergebung erfahren durften, sind wir auch auf Vergebung eingestellt. Als solche, die wir die Freundlichkeit des Herrn empfangen haben, geben wir dieses Licht auch in andere Hände und Herzen.

Es gibt eben doch noch Dinge im Leben, die sich vervielfachen, wenn sie geteilt werden. Wir Christen sind in einer gnadenlosen Zeit ein Hinweis darauf. Dabei begleitet uns der Segenswunsch am Schluss der Bibel:

»Die Gnade des Herrn Jesus sei mit allen!«

Predigt zum Gottesdienst am 11. November 2012 in der Wasserkirche,
am Sonntag, 18. November 2012 in St. Anna und am 2. Dezember 2012
in Zürich-Leimbach.

Zukünftige Stadt

Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern wir suchen die zukünftige.

Hebräerbrief 13,14

Der Hebräerbrief zeigt uns das Volk Gottes ganz ausgeprägt in seiner Eigenschaft als wanderndes Volk. Mit ihm ist der Einzelne unterwegs zwischen den Welten und Zeiten, unterwegs in der Zeit auf die Ewigkeit zu. Als Reisender von Gott her, mit seinem Gott und auf Gott hin erfährt der Mensch den Sinn des Lebens. Dabei stellt die Glaubenskraft die Wegzehrung dar auf der Wanderung und in den Wandlungen seines Lebens. Bei allem, was sich verändert und wandelt, bleibt Gott der Eine und der Selbe, an den er sich hält in den Kämpfen und Stürmen seines Lebenslaufes.

Wir dürfen hier inne halten und uns fragen, ob es uns auch möglich ist, bei allem Wechsel der Zeiten Halt zu finden bei Gott, Kraft aus dem Glauben zu schöpfen, Lebenssinn zu erfahren, Wegleitung zu spüren und neue Zuversicht zu erhalten. Wir dürfen uns fragen, ob wir uns auf der Wanderung durch die Zeit eine Rast gönnen, in uns hinein horchen, die Verbindung mit dem Urquell des Lebens suchen und als erneuerte Menschen des Weges ziehen können. Mag ich mir und anderen einen

Neuanfang gönnen? Gebe ich Gott in meinem Leben eine Chance?

Diese Einstellung der Veränderung und der Wandlung, des Unterwegsseins, findet sich schon bei Jesus: »Die Füchse haben Gruben und die Vögel Nester; aber des Menschen Sohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlegen kann.« (Matthäus 8,20)

Im Hebräerbrief erreicht diese Lebenssicht im letzten Kapitel ihre Zusammenfassung in unserem Predigtsatz: »Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern wir suchen die zukünftige.«

Ja, wir haben hier keine bleibende Stadt. Aber wir erfahren hier auf Erden in diesem Leben eben doch, was Stadt überhaupt bedeutet und was Stadt uns sein kann. Stadt birgt und schützt, bietet Wohnung und Geborgenheit, Möglichkeiten zur Entfaltung, Gelegenheit zu Kontakten und Beziehungen, um die menschliche Nähe und Wärme zu spüren, um sich selbst und seinen Platz in der Gemeinschaft zu finden, um sich angenommen und geliebt zu fühlen. Das ist die wichtige Erfahrung der Stadt und der Wohnung auf Erden.

Nur meint man hie und da, das bleibe so für immer, und man gebärdet sich dementsprechend. Man möchte sich einrichten, als ob es für ewig wäre. Man reißt an sich und macht sich zu eigen, was greifbar ist. Man steht still und wird hart mit sich selbst und mit anderen. Man stellt

nichts mehr in Frage und gibt sich und den Menschen ringsumher keine Gelegenheit mehr zum Neuanfang. Und so entflieht einem gerade das, was man einfangen wollte: das Leben!

Die Bibel aber weiß, dass das Leben so nicht mit sich umspringen lässt. Sie weiß, dass das Leben im Grunde der Dinge Bewegung ist. Alles fließt. Das Leben flieht, wenn wir es ergreifen und einsperren wollen, wenn wir ihm habhaft zu werden versuchen. Es kommt aber auf uns zu, wenn wir offen bleiben, bereit sind zur Versöhnung mit Gott, mit uns selbst und mit Menschen, bereit zur Versöhnung auch mit dem Schicksal, mit dem Unabänderlichen. Diese Versöhnung schenkt unseren Herzen Frieden. Und der Frieden ist das höchste Gut.

Solche Oasen, solche Gnade braucht unsere Seele. Darum steht im gleichen Kapitel wie unser Predigtvers auch der wohlgemeinte Aufruf: »Der Gastfreundschaft vergesst nicht! Denn durch diese haben etliche ohne ihr Wissen Engel beherbergt. Gedenket der Gefangenen als Mitgefangene, derer, die Ungemach leiden, als solche, die auch selbst im Leibe sind!« Wer Frieden findet durch Gott und seinen Sohn Jesus Christus, wer Versöhnung annimmt, der kann anderen auch etwas davon anbieten, was er von Gott geschenkt erhalten hat.

In einer anderen Religion heißt es: »Es sind nicht Leben, Reichtum und Macht, was die Menschen versklavt,

sondern das sich Klammern an Leben, Reichtum und Macht.« Buddha hat das einst gesagt, und ich zitiere ihn an dieser Stelle bewusst, weil er darin Jesus ganz nahe ist. Vor solcher Verhärtung will uns der Geist Christi bewahren. Er will uns frei machen. »Für die Freiheit hat uns Christus frei gemacht.« (Galaterbrief 5,1) Für die Freiheit, uns selbst zu sein an dem Ort, wo wir hingestellt wurden in diesem Leben. Für die Freiheit, anderen zu dienen, wo wir können. Im Urtext des Neuen Testaments steht dieses Wort Freiheit in der griechischen Sprache, und da heißt es *eleutheria*, da steckt das Wort Leute drin. Nicht der Einsame ist frei, nicht jener, der sich am wildesten gebärdet, sondern derjenige, der seinen Platz wahrnimmt, der ihm von Gott im Ganzen zugewiesen wurde.

Solche Freiheit entspringt dem Glauben, der vertraut. Wir haben die Freiheit, diese Stadt auf Erden aufzubauen, uns in ihr zu entfalten und anderen dasselbe zu ermöglichen und zu gönnen. Hinter einer solchen Stadt spüren wir die zukünftige, die himmlische kommen, in der ein anderes, ein nicht geschaffenes, unvergängliches Licht leuchtet. Die letzten Seiten der Bibel, das Ende des Buches der Offenbarung des Sehers Johannes (21,2ff.), berichtet davon: »Ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott her aus dem Himmel herab kommen. Und ich hörte eine laute Stimme vom Throne her

sagen: Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen. Und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und Gott selbst wird bei ihnen sein. Und er wird alle Tränen abwischen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, und kein Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen. Und der auf dem Throne saß, sprach: Siehe, ich mache alles neu.«

Wer tief in sich hinein hört und fühlt, der merkt dieses Wissen, diese Ahnung, und er hat eine Sehnsucht danach. Im Glauben verzehrt uns solche Sehnsucht aber nicht, sie frisst uns nicht auf, sondern sie wandelt sich in Kraft. Und so bauen wir bereits an jener anderen, unsichtbaren, nicht mit Händen gemachten Stadt. Sie ist unvergänglich und unverlierbar, menschlich, weil sie vom göttlichen Geist durchdrungen ist.

Wir sind Wanderer von einer Welt zur anderen. Wir spüren, dass wir auf Hilfe und Licht für unsere Schritte angewiesen sind. Und wir brauchen Gasthäuser auf diesem Weg, wo wir als Pilger und Gäste des Lebens einkehren können.

Unsere Kirche mit ihren Feiern und Tischgelegenheiten darf ein solches Haus sein, eine Rast- und Gaststätte für unser Wohl an Seele, Geist und Körper. Da dürfen wir uns selber sein, ausruhen und die Kräfte einsetzen, Gemeinschaft annehmen und Gemeinschaft

fördern, Wegweisung erfahren und anderen Wegweisung bieten. Wir haben nichts zu verlieren, denn alles, was wir hier haben, ist zeitlich. Wir haben aber sehr wohl viel zu gewinnen, nämlich die Schönheit der zukünftigen Stadt, die bleibend, ewig sein wird.

Diese Stadt, die zukünftige, verbindet uns für immer mit jenen, die vorausgegangen sind, und sie wird uns auch verbinden mit jenen, die nach uns kommen werden. Sie verbindet aber auch uns, die wir miteinander hier sind. Sie verbindet uns durch den Geist Jesu Christi, den Geist dessen, der war, der ist und der kommt, der gestern und heute derselbe ist und in Ewigkeit (Hebräerbrief 13,8).

Predigt zum Ewigkeitssonntag, den 20. November 2005, gehalten in der Kirche von Matthäus-Zürich.

Wir danken:

Für das Geleitwort Cornelia Vogelsanger.

Für die Mitarbeit vor der Drucklegung des Manuskripts Regina Jenny.

Das Foto auf S. 2 zeigt die Lazariterkirche in Gfenn bei Dübendorf und stammt von Jakob Vetsch.

Impressum

ISBN: 978-3-9815153-4-3

© 2013 Books Ex Oriente

Dr. Axel Monte, München

Druckvorbereitung: offprint@t-online.de

Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt

www.books-ex-orient.com